

64. Jahrgang Nr. 47

Leipzig, 18. August 1928

# Daheim



Sommergarten • Gemälde von Richard Duschel

Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tautenstr. 7 b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Anzeigen-Annahme: Velhagen & Klasing's Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig € 1, Hospitalstraße 27 • Wöchentlich eine Nummer. Preis monatlich 2 G.-M., Einzelnnummer 50 Pf., zusätzl. ortsüblicher Zustellung gebühren

# ELIDA CREMES

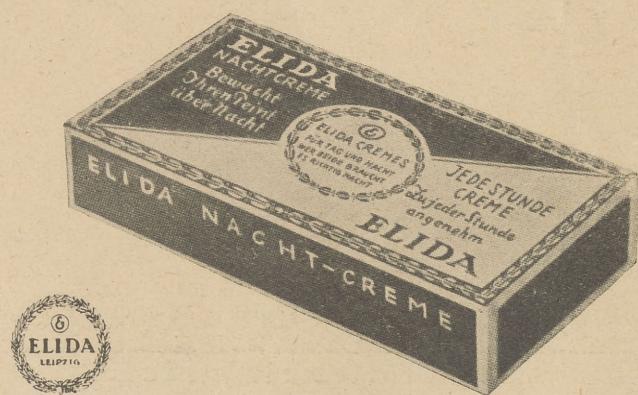


für Tag                    für Nacht  
wer beide braucht, es richtig macht.

2 Tuben in der neuen Zwillingsspackung Mk. 1.20

## Elida Jede Stunde Creme

zieht sofort in die Haut ein, hinterlässt eine hauchdünne, schützende Schicht, die scharfe Luft und allzu grelle Sonne abhält. Gibt der Haut die vielbewunderte und begehrte alabastergleiche, matte Tönung. Von tausenden Damen ausgewählt als die beste Creme der Welt



## Elida Nachtcreme

zur Reinigung und Ernährung der Haut während der Nacht. Führt trockener Haut das nötige Fett zu. Macht Rauheit schwunden. Ihre Heilwirkung ist überraschend. Sie bewahrt in der Tat Ihren Teint während der Nacht. Verwenden Sie Elida Nachtcreme jeden Abend.

Nachtcreme bringt der Haut die Reinheit – Jede Stunde Creme die Feinheit.

# Daheim



64. Jahrgang. Nr. 47

18. August 1928

Aus der Zeit für die Zeit



Herbstmanöver.  
(S. Pahl.)

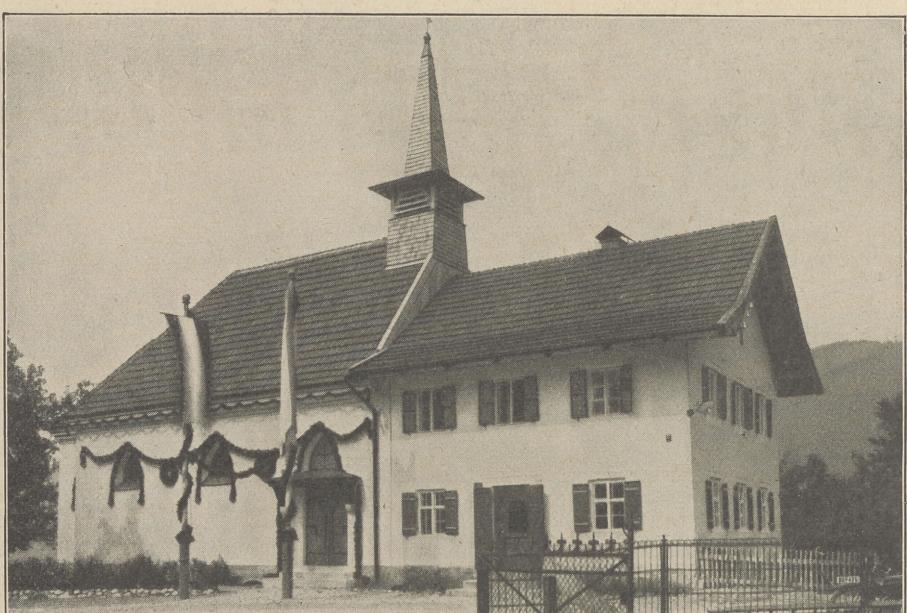


**Vom Skatkongreß in Altenburg.**  
Szene aus dem lustigen Festspiel von der Erfindung des Skats.



**Geschenke Uman Ullahs an deutsche Museen.**

Die im Lichthof des Volkskundemuseums zu Berlin ausgestellte Buddha-Statue aus dem 1. Jahrh. n. Chr. (Photothet.)



**Eine evangelische Kirche in Oberammergau.**

Die evangelische Gemeinde im Dorf der Passionspiele, die bisher nur über einen Betraum verfügte, hat sich jetzt aus freiwilligen Beiträgen eine eigene, erweiterungsfähige Kirche nach Entwürfen des Architekten Reutter in Murnau erbaut.

(Kestner & Co.)



**Marinebundestag in Berlin.**  
Gruppe aus dem großen Festzuge. (W. Ruge.)



Der Große Süddeutsche Volkstrachtentag in der Zeppelinstadt Friedrichshafen.  
Mädchen aus Schwaben. (Atlantic.)

## Waldschädlinge. Von Forstmeister Franz Scheidter.

Von den zahlreichen zu Massenvermehrung neigenden Forstschädlingen sind es besonders drei, die dem Forstmann und Waldbesitzer von Zeit zu Zeit arg zu schaffen machen und seinem Walde meist schwere Wunden schlagen: die Nonne, die Kieferneule und der Kiefernspinner. Diese drei sind typische Nadelholzfeinde, und zwar die Eule und der Spinner ausgesprochene Kiefernfeinde, während die Nonne sowohl Fichte als auch Kiefer, sowie die anderen bei uns heimischen Nadelhölzer und bei starker Vermehrung auch die meisten Laubhölzer angeht. Nonne und Kiefernspinner sind recht verschwenderisch bei ihrem Fraße, indem die Raupe der ersten die Nadeln in halber Länge von der Seite her bis zur Nadelbasis befrißt und dann durchbeißt, so daß die Hälfte bis zwei Drittel der Nadeln unbefressen zu Boden fallen, während die Spannerraupe zwar die Kiefernadel von der Spitze herein einseitig benagt, aber recht unordentlich, so daß sie wie ein sehr schariges Messer aussieht, die Nadeln werden jedoch an der Basis nicht durchgebissen, sondern bleiben stehen, vertrocknen allmählich und fallen erst später zu Boden. Die

Eulenraupe hingegen verzehrt die Nadeln von der Spitze herein vollständig bis zur Nadelbasis und läßt am Zweige nur mehr die kurzen Nadelsheiden übrig. Der Endeffekt des Fraßes dieser drei Arten bei einer Massenvermehrung ist aber stets der gleiche: kahlgestreifte Bestände auf meist großen zusammenhängenden Flächen, die auf den Beschauer einen trostlosen Eindruck machen und dem Forstmann das Herz im Leibe bluten lassen.

In der Lebensweise verhalten sich die drei Waldschädlinge recht verschieden. Die Nonne fliegt in normalen Jahren Ende Juli. Das Leben des Falters (Fig. 1 u. 2) dauert kaum 14 Tage. Während dieser Zeit legt das Weibchen seine hellbraunen, rundlichen, etwas flachgedrückten Eier, 200 bis 300 Stück im ganzen, derart ab, daß es sie mit seiner tubusartig austreckbaren Legeröhre unter Borke, Schuppen, Baumflechten usw. schiebt, die ihnen bei der von Ende Juli bis zum Mai des folgenden Jahres währenden Eiruhe Schutz gegen Witterungseinflüsse allerart und Feinde gewährt. Trotzdem das junge Räupchen schon nach 6 bis 8 Wochen vollkommen ausgewachsen ist, verbleibt es noch bis zum Frühjahr im Ei und verläßt es um die Zeit des Nadelausbruches der Fichte durch ein rundliches, mit den scharfen Freßwerkzeugen in die harte Eischale genagtes Loch. Bei kühler, regnerischer Witterung bleiben die frisch aus dem Ei gekommenen Räupchen mitunter bis zu 14 Tagen in sogenannten Spiegeln dichtgedrängt beisammenstehen und beginnen dann ihre Wanderung zu ihren Weideplätzen in die Krone der Bäume. 6 bis 8 Wochen dauert die Fraß-

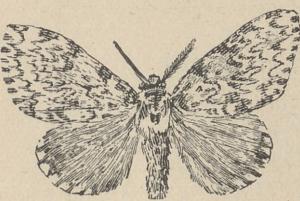


Fig. 1. Männlicher Nonnenfalter.

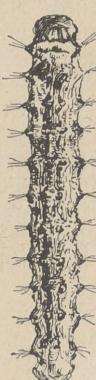


Fig. 3.  
Raupe der  
Nonne.

zeit der Raupen (Fig. 3), während der sie sich fünf- bis sechsmal häutzen, um sich schließlich am Stamm oder in den Zweigen in einem leichten, nur aus einigen Gespinstfäden bestehenden Gespinst zu verpuppen. Nach 14 Tagen erscheinen die Falter und der ganze Entwicklungszyklus beginnt von neuem. — Die Kieferneule gehört zu den Frühchwärtern, die schon Ende März schwärmen, wenn die meisten Insekten noch in ihren Winterverstecken schlafen. Untertags sitzen die Falter (Fig. 4) mit ihrer unheimbaren Färbung ruhig an den Stämmen und werden erst um die Dämmerung munter, wo sie dann in raschem Fluge die Bestände durchfliegen. Sind die Weibchen begattet, so beginnen sie sogleich mit der Ablage ihrer runden, nappflichenartigen, hellgrünen Eier (Fig. 5), die sie in die Nadeln der Kiefer in einer einzelligen Reihe von 5 bis 15 Stück absetzen. Die in 2 bis 3 Wochen auskommenden Jungräupchen fressen sich zunächst in die noch geschlossenen jungen Triebe ein, gehen dann aber bald an die alten Nadeln, die sie in erwachsenem Zustande ganz bis zur Nadelsheide verzehren. Der Raupenfraß erreicht Ende Juli sein Ende, worauf sich die erwachsenen Raupen (Fig. 6) zur Verpuppung in die Bodendecke begeben und dort als Puppe (Fig. 7) in einer gespinstlosen, länglichen Puppenhöhle den Winter überdauern.

Die Flugzeit des Kiefernspanners fällt in den Juni, in besonders günstigen Jahren beginnt sie schon Ende Mai. Charakteristisch für ihn ist der taumelnde Flug, an dem allein schon der Forstmann die Anwesenheit des Schädlings feststellen kann, ohne den Falter (Fig. 8) in die Hände zu bekommen. Der Kiefernspinner schwärmt von den Morgenstunden bis gegen Mittag. Er legt in ähnlicher Weise wie die Kieferneule seine rund 200 Eier (Fig. 9) ab; diese sind jedoch flach und mehr länglich und haben auf der Oberseite eine leichte Grube. Die Raupen (Fig. 10) fressen bis in den Herbst hinein, noch im November findet man fressende Raupen. Zur Verpuppung begeben auch sie sich in die Bodendecke und bleiben dort über Winter liegen.

Gegen die drei genannten Schädlinge wurden seit Jahren alle möglichen Bekämpfungsmaßnahmen unternommen. Gegen die Nonnenraupe versah man die Bäume mit Leimringen, die man in Brusthöhe um die Stämme legte und damit verhindern wollte, daß die zu Boden fallenden Raupen wieder in die Baumkronen gelangten. Dieses Mittel versagte aber da, wo die Raupen schon in so ungeheure Menge vorhanden waren und auf so großen Flächen fraßen, daß auch durch Absangen des größeren Teiles der Raupen die Bäume nicht mehr ent-

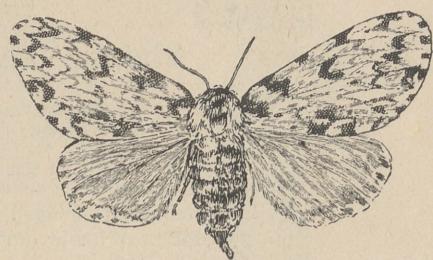
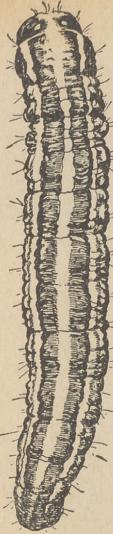


Fig. 2. Weiblicher Nonnenfalter.



lastet werden konnten. Leimringe haben nur Erfolg, wenn sie im Anfangsstadium einer Vermehrung der Falter angewendet werden und die Vermehrung noch örtlich beschränkt, in sogenannten Herden, ist. Auch das Zerdrücken der Falter untertags oder das Absangen mit Scheinwerfern und Kohlenfeuern

während der Nacht hat bei einer starken Vermehrung auf großer Fläche nur geringen Wert. Dem Spanner und der Eule suchte man in dem Stadium zuleibe zu rücken, in dem sie am leichtesten zu erreichen sind, in der winterlichen Zeit der Verpuppung in der Bodendecke. Man trieb in die besetzten Bestände Schweine- und Hühnerherden, die ja auch die Puppen gerne verzehren, doch ist es unmöglich, so viele Schweine und Hühner aufzubringen, daß eine Vermehrung, die sich auf Hunderte, ja Tausende von Hektaren erstreckt, dadurch beseitigt werden könnte.

Die meisten alten Bekämpfungsmaßnahmen waren auch im Verhältnis zum Erfolg viel zu teuer. Heute hat man sie daher beiseitegelegt und ist zu einer neuen Art der Bekämpfung blatt- und nadelfressender Schädlinge übergegangen; zur Bekämpfung der von den Schädlingen besetzten Bestände mit Arpenpräparaten vom Flugzeug aus. Die Anregung hierzu stammt von einem deutschen Oberförster namens Zimmermann, der schon im Jahre 1911 den Vorschlag machte. Doch der Prophet gilt nichts in seinem eigenen Lande. Zimmermanns Vorschläge wurden nicht gehört, die Amerikaner haben die ersten Versuche der neuen Bekämpfungsweise mit ausgezeichnetem Erfolg durchgeführt. Erst im Jahre 1924 haben der bekannte Forstzooologe Dr. Wolff in Eberswalde und sein Mitarbeiter Dr. Krauze in Norddeutschland die ersten gleichartigen Ver-



Fig. 4. Forelensfalter.



Fig. 5. Eigelege der Foreleule an einer Kiefernnadel.

Fig. 6. Raupe der Foreleule. Tausende von Hektaren erstreckt, dadurch beseitigt werden könnte.

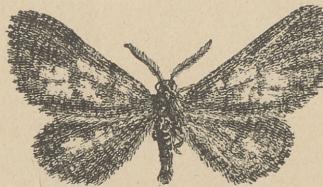


Fig. 8. Kiefernspannermännchen.

suche durchgeführt und ebenfalls gute Erfolge erzielt. Ein großes Verdienst, dieses Mittel mit so gutem Erfolg anwenden zu können, kommt nicht zuletzt unsern wackeren Fliegern zu.

Welche Verheerungen die drei hier genannten Schädlinge bei Massenvermehrungen anrichten, davon hat der

Laie meist gar keine Ahnung. Einige Zahlen mögen es veranschaulichen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte sich die Nonne in Russland auf einer Fläche von 35 Millionen Morgen ausgedehnt, 140 000 Hektar mußten hier abgetrieben werden mit Foreleule, einem Anfall von 183 Millionen Raummeter Holz.

Im benachbarten Ostpreußen wurden um die gleiche Zeit

108 000 Morgen fahlgefressen und 10 Millionen Raummeter mußten eingeschlagen werden. Ende des vorigen Jahrhunderts wurden im Umkreise von München rund 3500 Hektar Wald von der Nonne fahlgefressen und mußten gefällt werden. Bei diesem Fratze zählte man für den Stamm 20 000 bis 50 000 Raupen. Die Falter saßen zur Flugzeit so dicht an den Stämmen, daß diese wie mit Kalk bespritzt aussahen und daß der Besucher, wenn er die Tiere auffrachte, in eine weiße Wolke eingehüllt wurde.

Die vor wenigen Jahren herrschende Massenvermehrung der Kieferneule in Norddeutschland umfaßte ein Gebiet von 537 000 Hektar, davon wurden 170 000 Hektar fahlgefressen, 12 Millionen Hektar Holz mußten eingeschlagen werden. Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte der Kiefernspanner in den bayerischen Regierungsbezirken Oberpfalz, Ober- und Mittelfranken rund 40 000 Hektar Staats- und 10 000 Hektar Gemeinde- und Privatwald besessen. Davon waren 8400 Hektar fahlgefressen, und nahezu 2 Millionen abgestorbenen Holzes mußten gefällt werden.



Fig. 7. Puppe der Foreleule.

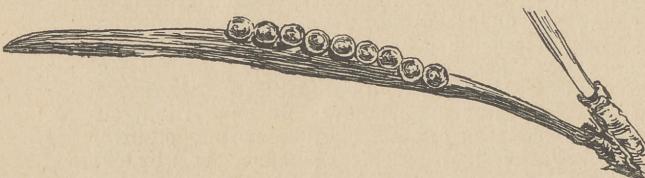


Fig. 9. Eigelege des Kiefernspanners an einer Kiefernnadel.

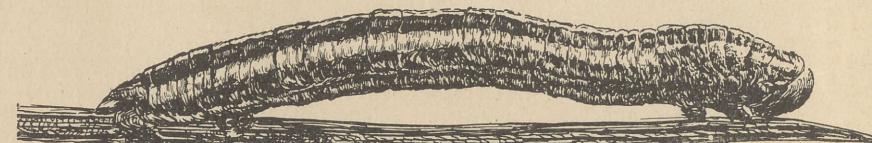


Fig. 10. Kieferspannerraupe in charakteristischer Fräßstellung.

## Richtig Maß und gut Gewicht! Von Eichungsinspектор A. Holzer.

Gen ehrlich Wunsch shall brufen alle Tid  
een richtig Mat und ok een god Gewicht.  
Denn kann hei wohl bestahn to jeder Tid  
vör sin Geweten und vör dat Gericht.

Hausprüfung am Eichungsdirektionsgebäude Hannover.

Zum Messen und Wägen im öffentlichen Verkehr — beim Ein- und Verkauf sowie auch zur Ermittlung des Arbeitslohnes bei Entlohnung nach Maß oder Gewicht — dürfen nur geeichte Maße, Gewichte und Wagen verwendet werden. Die Eichung bietet Gewähr für Richtigkeit.

Was heißt nun eichen, was alles wird geeicht und wer besorgt die Eichung?

Wohl jede Hausfrau hat schon manchmal das eingekaufte Fleisch, die Butter, das Mehl, den Kaffee usw. auf ihrer Küchenwaage nachgewogen und dabei Unstimmigkeiten des Gewichts festgestellt. Jedoch sei hier geraten, nicht allzu voreilig Schlüsse zu ziehen, denn als Küchenwagen werden meist Federwagen, sogenannte Tellerwagen, benutzt, denen es auf einige zwanzig Gramm mehr oder weniger nicht ankommt. Diese Küchenwagen sind nicht geeicht und auch gar nicht eichfähig; denn geeicht wird nur, was auf ein Haar richtig ist. Die Tellerwaage bietet also nicht die Gewähr für eine richtige Gewichtsangabe. — Und wenn der Hausherr daheim den ihm vom Verkäufer mit geeichtem Meterstab zugemessenen Anzugsstoff mit dem Zentimetermaß der Gattin nachmessen wollte, so muß er sich sagen lassen, daß auf den im Haushalt üblichen Zentimetermaßbändern Unrichtigkeiten von mehreren Zentimetern auf einen Meter keine Seltenheit sind. Diese Maßbänder sind ungeeicht und nicht eichfähig. — Es ist auch unberechtigt, am Stammtisch über falschen „Eichstrich“ am Bierglas zu schelten. Das Bierglas ist nicht geeicht. Das Glas hat nur einen „Füllstrich“, der zwar innerhalb bestimmter, kleiner Fehlertoleranzen mit der Inhaltsangabe von den

Glasfabriken angebracht und auch polizeilich kontrolliert wird, aber das ist noch keine Eichung. Das Bierfaß dagegen, in dem die Brauerei dem Wirt das Bier liefert, ist geeicht. Warum das Faß und nicht auch das Glas? Der Brauer verkauft das Getränk nach Litern, der Wirt nicht nach einem amtlich feststehenden Maß, sondern glasweise. Nur wer vom Wirt einen Liter Bier verlangt, muß es in geeichtetem Maße zugemessen erhalten.

Auch Schiffseichungen haben mit Eichungen im eigentlichen Sinne nichts zu tun. Sie bestimmen den Raumgehalt der Schiffe, aber nur in verhältnismäßig rohen Grenzen und allein zur Feststellung der Ladefähigkeit.

In Deutschland kann ein Meßgerät nur dann geeicht werden, wenn es den Vorschriften der Eichordnung für das Deutsche Reich entspricht. Diese Eichordnung ist von der Reichsanstalt für Maß und Gewicht erlassen worden auf Grund der Maß- und Gewichtsordnung. Bevor ein Meß- oder Wiegegerät für eichfähig erklärt wird, muß es eine scharfe und langdauernde Prüfung bestehen. Schon manche Erfindung auf diesem Gebiet ist an den mit Recht eng gezogenen Grenzen der Eichvorschriften gescheitert. Jedes geeichte Meß- und Wiegegerät muß die unbedingte Sicherheit bieten, daß es auch im Dauerbetriebe richtigbleibende Angaben macht. Deshalb ist für jede Gattung bestimmtes Material, bestimmte Größe, Gestalt und Einrichtung vorgeschrieben.

Wir besitzen an eichfähigen Meß- und Wiegegeräten:

1. Längenmaße, Dickenmaße, Flächemaße,
2. Flüssigkeitsmaße und Meßwerkzeuge für Flüssigkeiten,
3. Fässer,
4. Hohlmaße und Meßwerkzeuge für trockene Gegenstände,
5. Gewichte,
6. Wagen,
7. Aräometer,

8. Gasmesser,  
9. Getreideprober,  
10. Meßwerkzeuge für wissenschaftl.  
und technische Untersuchungen.
11. Medizinische Spritzen,  
12. Wassermesser,  
13. Meßgefäß für Obstmost und  
Milchgefäß für Sennereien.

Jede dieser Gerätearten umfaßt viele Gattungen, jede Gattung eine große Anzahl verschiedener Systeme. Dementsprechend sind auch die Ausführungsarten der Eichung außerordentlich verschieden.

Die Eichung der meisten Geräte geschieht durch die Eichämter, die seit 1912 sämtlich staatliche Behörden sind. Früher gab es städtische Eichämter unter Aufsicht staatlicher Provinzial-Eichungsinspktionen. Einige besonders feine Meßinstrumente werden nur bei der Reichsanstalt für Maß und Gewicht geeicht. Diese Behörde kann mit ihren genauesten Normalapparaten Messungen und Wägungen noch bis auf Hunderttausendstel eines Millimeter oder eines Milligramm vornehmen.

Auch die Eichämter sind mit sogenannten Normalen ausgerüstet, die jährlich mindestens einmal mit den Kontrollapparaten verglichen werden, diese wieder mit den Hauptnormalen bei den Aufsichtsbehörden, den Eichungsdirektionen. Die Hauptnormalen werden verglichen mit den bei der Reichsanstalt für Maß und Gewicht aufbewahrten „Urnornormalen“. So schließt sich der Kreis vom Urnormal bis zum Verkehrs-Meßwerkzeug.

Jedes geeichte Gerät trägt den Stempel eines Eichamts und seit 1922 daneben die Jahreszahl der vollzogenen Eichung. In Fristen von zwei bis drei Jahren müssen die meisten dieser Geräte nachgeeicht werden. So bleibt die Gewähr für ihre Richtigkeit erhalten.

Die Grundlagen von Maß und Gewicht sind heute in fast allen Staaten — England gehört unter wenigen noch zu den Ausnahmen — das Meter und das Kilogramm. Das bedeutet: die Staaten bedienen sich des metrischen Maß- und Gewichtssystems, sie sind der Meterkonvention angeschlossen, die ihren Sitz in Paris hat. Dort werden ein Prototyp für das Meter und ein Prototyp für das Kilogramm aufbewahrt; von einer Anzahl mit ihnen verglichener Maßstäbe und Ge-

wichtsstücke erhält jeder zur Konvention gehörige Staat je ein Stück als eigenes Prototyp zugewiesen. Diese Maßstäbe und Gewichte gelten dann als Urmaß und Urgewicht der einzelnen Länder.

Aus dem Meter wird die Einheit des Flächenmaßes, das Quadratmeter, und gleichfalls die Einheit des Körpermaßes, das Kubikmeter, gebildet. Der tausendste Teil des Kubikmeter ist bekanntlich das Kubikdezimeter; diesem wird im Verkehr derjenige Raum gleichgeachtet, den ein Kilogramm reinen Wassers unter dem Druck einer Atmosphäre einnimmt, und eine solche Raumgröße heißt: das Liter. So werden alle Maß- und Gewichtseinheiten des metrischen Maß- und Gewichtssystems aus dem Urmaß und dem Urgewicht gebildet.

Alle unsere Eichvorschriften sind auf dem metrischen System aufgebaut. Ein Meßinstrument, das nicht nach den Einheiten dieses Systems sich bestimmen läßt, kann nicht geëicht werden. Aus diesem Grunde fehlt unter den heute vorhandenen eichfähigen Meß- und Wiegegeräten nicht der Gasmesser, wohl aber der Elektrizitätszähler. Er wird von den Herstellerfirmen zwar auch auf Genauigkeit geprüft; das ist jedoch nicht gleichbedeutend mit Eichung im Sinne der Maß- und Gewichtsordnung. Elektrizität läßt sich weder nach Maß noch Gewicht bestimmen.

Es wurde bereits gesagt, daß England sich nicht des metrischen Maß- und Gewichtssystems bedient. Dort gelten als Einheiten das Yard = 0,9143992 Meter, das Pound = 0,4535924 Kilogramm und das Gallon = 4,545963 Liter. Ohne weiteres ist klar, daß der Handelsverkehr zwischen Ländern, die verschiedene Maßeinheiten anwenden, erheblichen Schwierigkeiten unterworfen ist. — Aber das metrische System marschiert unaufhaltsam. In den letzten Jahren ist es neu eingeführt worden in Japan, Haiti, in der südafrikanischen Union, in Griechenland, Estland und auch in Afghanistan.

Die eigentliche Aufgabe jedes Maß- und Gewichtsgesetzes bleibt in allen Staaten die gleiche: dem Verbraucher jeder Ware eine feste und reelle Grundlage für seinen Kauf zu sichern.

## Die Lehre von Amsterdam.

Man kann diese Lehre nicht aus allen Kämpfen ziehen, man muß sich die Hauptsache herausgreifen: die Leichtathletik. Als ihr Kampfschnitt beendet war, endete auch das höchste Interesse. In ihr hatten sich die Entscheidungen abgespielt, auf die alle gewartet hatten, auf die alle Völker, die Sportbegeisterung besaßen, voll Spannung geschaut hatten, aus denen man auf den sportlichen Wert oder Unwert der Nationen Schlüsse ziehen konnte.

Wir standen in diesen Konkurrenzen hinter den Vereinigten Staaten und Finnland auf dem dritten Platz. Auf dem dritten Platz unter allen Völkern der Welt. Das ist sicher keine schlechte Stelle. Und dennoch waren wir Deutschen eigentlich enttäuscht. Wir hatten mehr erwartet. Hatten wir ein Recht dazu?

Ja und nein.

Betrachten wir erst einmal die beiden Völker, die vor uns einkamen. Ame-



Fräulein Helene Mayer-Offenbach, Siegerin im Florettfechten.  
(Photo-Union.)



Frau Radtke-Breslau,  
Siegerin im 800-Meterlauf.  
(Photo-Union.)

während der letzten Vorbereitungszeit erschwert worden war. Amerika ist eben das Land des Geldes und

kann daher nicht nur mit der besttrainierten, sondern auch mit der bestausgerüsteten Mannschaft antreten. Und diese Mannschaft wird aus einem viel größeren Stamm an Menschen ausgesucht als bei uns, weil eben die Sportgemeinde größer ist. Bei uns kann es heute noch vorkommen, daß irgendwo ein Laufgenie steht, dessen Kunst aber gar nicht in Erscheinung tritt, weil das Genie seine Fähigkeiten nicht kennt, da es nie gelaufen ist. Das ist in Amerika fast unmöglich, weil eben beinahe jeder Bürger irgendwie sporadisch sich betätigt. An erster Stelle steht daher das Land mit der höchsten Sportkultur.

An zweiter steht Finnland. Von Sportkultur ist bei den Finnen kaum zu reden. Dagegen von innerlicher Sportkraft dieser Nation. Sie stellt nicht Sportstudenten auf den Plan, die in den Bezirken der Stadien und Kampfbahnen sich vor breiter Öffentlichkeit für die Olympiade qualifizierten. Nein, ihre Sieger sind Männer des Volkes. Ihr Führer Paavo Nurmi ist Handwerker, beschäftigt bei den General Motors in Helsingfors, ihr Zweitester ist Tischler, jener Ritola, der das „laufende Wunder“ in der Dreitausend-Meter-Steeplechase schlug. Beide sind im Lande der zehntausend Seen keine Sporthelden, nein, sie sind Volkshelden. Sie sind zu vergleichen mit den Männern, von denen die alten finnischen Sagen singen. (Und Ritola hat sich diese Volkstümlichkeit erhalten, trotzdem er seit neun Jahren in Amerika lebt. Sein Volk ruft ihn aber zu jeder



Polizeileutnant Kahl,  
Dritter im modernen  
Fünfkampf.  
(Photo-Union.)



Körnig,  
Dritter im 100-Meter-  
lauf.

Rückgrat  
bis aufs letzte gestrafft er-  
hält. — Die Mannschaf-  
ten der beiden Sieger-  
nationen sind also getra-  
gen von der Kraft ihrer  
Völker. Sie wissen: hin-  
ter uns steht alles, was zu  
unserer Fahne schwört, aber  
auch alles. Das muß die seeli-  
schen und damit die för-  
perlichen Kräfte verdrei-  
fachen. — Und wir? Wir sind noch nicht so  
weit. Das muß die Lehre für uns sein.  
Gewiß, es hat sich in den letzten Jahren  
bei uns gerade in sportlicher Beziehung  
viel gewandelt. Aber noch sind unsere  
Olympialämpfer nicht Eigentum unseres  
ganzen Volkes, noch fühlten sie nicht den  
Atem aller hinter sich, noch wußten sie  
nicht, daß in den anfeuernden Schreien der  
wenigen zuschauenden Deutschen die Zurufe  
des ganzen deutschen Volkes steckten. Denn  
wir müssen bekennen: es gibt unter uns noch  
immer Leute, die dem Sport ohne Interesse, ja  
zum Teil ablehnend gegenüberstehen. Die noch  
nicht wissen, daß Sport Volkstrafe ist. Zu hoffen  
bleibt, daß gerade die Olympiaide manchen Abseitsstehenden  
für den Sport neu gewann. Wenn das der Fall ist, wird  
der Platz der Deutschen bei der nächsten Olympiaide vielleicht  
besser sein.

Er könnte heute schon besser sein, denn wir haben zwei  
Wettkämpfe verloren, die uns gehören mußten: das Kugel-  
stoßen, bei dem Hirschfeld versagte, und den 4×100 Meter-  
Lauf, in dem Körnig, unser Besten, in den letzten 100 Metern  
verschwand.

Warum fielen sie aus? Um reinen Können und Ver-  
mögen hat es nicht gelegen, denn sie haben beide auch in  
Amsterdam Leistungen gezeigt, die ihren Sieg gerechtfertigt  
hätten. Wo steckte also der Fehler? Anscheinend nur in den  
Nerven, die bei der letzten größten Belastung versagten, so  
daß die Kämpfer ihre eigenen Höchstleistungen nicht aus sich  
herauspressen konnten, weil die Größe der Entscheidung sie  
beklemmte. Es fehlte also in letzter Sekunde der spornende  
Ehrgeiz, angereizt durch den Schrei des ganzen Volkes und  
deshalb stärker als jegliche Beklemmung.

Was können wir also tun, damit wir besser gerüstet zur  
nächsten Olympiaide schreiten? Machen wir den Sportring  
weiter. Suchen wir den Sport bei uns wirklich volkstümlich  
zu machen. Führen wir die Abseitigen zu Kämpfen, ziehen  
wir sie ins Sportlager. Denn wir wollen uns doch einge-  
stehen, daß die Schelte auf den Sport meist Leute sind, die  
nie ein Forum betreten haben, die zu denen gehören, die da  
sagen: „Ich kenne die Maßnahmen nicht, aber ich verur-  
teile sie.“

Bier Trainingsjahre stehen uns bevor. In diesen vier  
Jahren werden neue Männer und Frauen groß, kommen  
neue Läufer, Leichtathleten in die Stadien. Sorgen wir da-  
für, daß ihre Schar recht groß ist, daß möglichst alles junge  
Menschenmaterial erfaßt wird, damit wir aus vielen die  
Besten herausheben können. Und geben wir diesen Besten  
nicht nur die Mittel zum Training in die Hand, sondern stär-  
ken wir auch ihre Herzen, damit sie wissen: mein ganzes  
Volk denkt an mich, sieht auf mich, bangt um mich. Dann  
werden wir den Platz erringen, der unserem Können ent-  
spricht.

Nr. 47

sportlichen Höchstleis-  
tung zu sich, und er  
folgt dem Ruf.) Finn-  
land hat in Nurmi  
nicht nur einen Lauf-  
helden, sondern einen

Finnischen Lauftrainer, dem  
Finnlands Jugend unbedingt  
gehört, unbedingt vertraut. Des-  
halb tritt die finnische Mannschaft  
mit einer vorbildlichen Geschlossenheit  
auf, in der je-  
der Kämp-



Turnermeister Lammers,  
Dritter im 100-Meterlauf. (H. Basch.)



Hirschfeld,  
Dritter im Kugelstoßen.

1928 aber sollen wir zufrieden sein. Wir haben in der  
Leichtathletik England, die alte Sportnation, weit hinter uns  
gelassen. Hinter uns liegt auch Kanada. Hinter uns liegt  
Frankreich. Ist das nicht gut? Ist das nicht viel?

Der größte Fehler, den wir machen könnten, wäre der:  
Jezt unsere Männer, die die zweiten und dritten Plätze be-  
legten, beschimpfen, weil sie nicht die ersten errungen haben.  
Nein, wir sollen auch auf diese Plätze stolz sein, sollen auch  
stolz sein auf die Frauen und Männer, denen zu Ehren die  
Fahne unseres Volkes an den olympischen Masten hochstieg.  
Unser Stolz soll ihnen den Rücken stärken, damit sie und die,  
die sie zur nächsten Olympiaide vorbereiten werden, mit Ner-  
venkraft in die Kämpfe gehen, die kommen.

Olympische Siege sind nicht Siege einer Sportgemeinde,  
sondern sie sind Siege eines Volkes — einer Nation.

Machen wir, daß wir uns als ein Sportvolk fühlen, dann  
werden wir auch Olympiaieger 1932 in Los Angeles stellen  
können.

Aber nicht allein mit den leichtathletischen Kampfergeb-  
nissen können wir zufrieden sein, auch in den anderen Wett-  
bewerben haben wir durchaus zufriedenstellend abgeschnitten,  
wenn wir in Rechnung ziehen, daß wir noch ein im Sport  
junges Volk sind und daß die schwere Kriegs- und Nachkriegs-  
zeit hinter uns liegt. Festzustellen bleibt auf allen Gebieten  
ein fester Wille und ein ernstes Streben. Und das ist schon

viel. Manchen Siegeslouche haben wir verschent, weil uns noch die letzte Schulung für große Sport-  
wettbewerbe fehlt. Es stellte sich heraus, daß wir  
die Kämpfe in Ausschreibungen, die international  
beschickt werden, nicht zur Förderung unserer  
Leistungen entbehren können. Die rein heimat-  
liche Ausbildung genügt nicht, um die Kräfte  
voll zu messen und um beurteilen zu lernen, wo  
verbessert werden muß. — Nötig für die Zukunft  
und für die Vorbereitung zur Olympia 1932 ist  
also, daß wir unsere auf heimatlichen Bahnen  
bewährten Streiter ins Ausland senden, mehr als  
dies bisher geschehen. Erfolge in internationalen  
Wettbewerben werden dann nicht nur ihr Können und  
ihre kampftaktische Verständnis stärken, sie werden  
auch die Sportnerven schulen, so  
daß wirklich bei den olympischen  
Kämpfen alle Höchstleistungen  
herausgeholt werden können.

Diese Entsendungen zu aus-  
ländischen Ereignissen sind  
natürlich teuer. Die Mittel  
für sie müssen aufgebracht  
werden; die Sportvereine  
können sie nicht aus sich her-  
aus allein schaffen; sie bedür-  
fen der Unterstützung. Wie weit  
diese Unterstützungen durch Mä-  
zene gestiftet werden, wird sich er-  
weisen. Aber es muß heute schon  
gesagt werden, daß  
hier dem Reich, den  
Ländern und den Ge-

Büchner,  
Dritter im 400-Meterlauf.

meinden auch

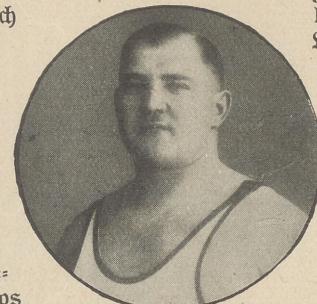
Pflichten er-  
wachsen,  
denen sie  
sich nicht  
entziehen  
dürfen.

Die Olym-  
piade 1932  
soll, so weit  
bisher be-  
kannt, in Los  
Angeles starten.

Der amerika-  
nisches Boden  
Straßberger,  
Sieger im Schwergewichtsheben.

ist teuer, die

Reisen allein verschlingen ungeheure Sum-  
men. Es gilt jetzt schon die Öffentlichkeit zu  
interessieren. Die Gründung eines deutschen  
Olympiafonds scheint schon jetzt angebracht.  
Denn gerade jetzt unter dem frischen Ein-  
druck der Amsterdamer Tage wird mancher  
bereit sein zu geben, der sich später zurück-  
hält. Hans-Caspar von Bobeltiz.



Engelhardt,  
Dritter im 800-  
Meterlauf.



# Charlottenhof

## Roman von Ilse Leutz

6.

Thümen fuhr zusammen. „So spät schon . . .“

Auch die anderen waren baß erstaunt, wie schnell die Zeit vergangen sei. Drake ließ seine Taschenuhr repetieren. „Die Pendüle geht um siebeneinhalb Minuten vor, du kannst dich darauf verlassen, Thümen! Du schaffst es noch zum Abgang des Postwagens!“

Aber Peter traute den siebeneinhalb Minuten scheinbar doch nicht allzusehr, — er stand schon abschiednehmend vor der Hausfrau.

Die zierliche Dame mit dem von weißem Haar umrahmten feinen Antlitz lächelte ihm freundlich zu. Der Hofgärtnersohn war ihr heimlicher Liebling aus der kleinen Runde. „Recht schade, daß wir noch keine „eiserne Bahn“ in Deutschland haben, wie sie sie drüben in England besitzen, und von der ja wahre Wunder in den Journalen stehen. Ich selber freilich würde wohl kaum den Mut aufbringen, in ein solches funkenspeienes Ungetüm zu steigen, aber Sie, lieber Peter, brauchten dafür nicht mehr so ängstlich darum besorgt zu sein, den Anschluß an das abfahrtbereite Peitschenknallen des Schwagers unserer vielversäumten „Thurn- und Taxissischen Postschnecke“ ja nicht zu verpassen!“ — — —

Für heute hatte es Pitt glücklicherweise noch eben geschafft. Drakes Uhr hatte in bezug auf die siebeneinhalb Minuten doch recht gehabt!

Als die Postkutsche klappernd und schwankend auf dem Wilhelmsplatz als dem letzten Ziel des heutigen Tages anlangte, schlief in Potsdam schon alles. Schwarzdunkel, wie ein böses Geheimnis, stand das Wasser des Kanals unter den schönen Bogen der vielen kleinen Backsteinbrücken, die alle von der guten Frau Holle mit weißen Wattehauben und -mänteln bedacht worden waren. Der tiefe Schnee — und das offene Wasser. Es vertrug sich eigentlich schlecht miteinander, war aber das gewöhnliche Bild. Es mußte schon sehr harter Frost einsetzen, wenn der Kanal zufrieren sollte. Ein Umstand übrigens, der das Geschäft des Schwanenmeisters um ein beträchtliches erleichterte, zu dessen Obliegenheiten die winterliche Fütterung der großen, schönen Vögel gehörte.

Sie würden elend im Eise umgefroren sein, sobald die Havelseen zufroren: der Tegeler See, der Wannsee, der Schwielow, die Schlanitz und die Wubritz, wenn sich nicht der Mensch ihrer angenommen und sie an solche Stellen gebracht hätte, die nie oder doch fast nie zufroren. Glücklicherweise gab es derlei eisfreie Partien mitten in der Stadt, und sie bildeten den Winterhaven der Schwäne. Einmal in ihm angelangt, war die Gefahr des Erfrierens für sie so gut wie besiegt, — nicht so die des Verhungerns. Waren es doch an nähernd zweitausend Tiere, die sich hier auf allerkleinstem Terrain zusammenfanden!

In früheren Jahren war es nicht möglich gewesen, diese hohe Zahl zu erreichen. Während der Franzosenzeit waren sie, als ein bequemes Jagdobjekt, zu Hunderten getötet worden, später waren die städtischen Eiersammler ihrer Vermehrung gefährlich geworden. Erst seit einigen Jahren hatte die Festsetzung strenger Strafen diesen Übelständen ein Ende gemacht, und seither war ihre Zahl in stetem Wachsen begriffen.

Alle zweitausend aber wurden im Winter vom Schwanenmeister zweimal am Tage gefüttert.

Während Peter Thümen die menschenleere Nauener Straße hinunterritt, dachte er daran, daß er seiner kleinen Schwester für morgen versprochen hatte, mit ihr zu einer „Schwanenfütterung“ zu gehen.

Durch Zufall war Klein-Käthchen im Sommer Zeugin des „Schwanenrupsens“ gewesen. Pitt hatte ihr eines Tages die Freude gemacht, sie im Boot den Schafgraben herunter in die Havel zu rudern; da waren sie in der Nähe der Tonnowhalbinsel einem „Schwanenfangboot“ begegnet und hatten zugeguckt, wie die vom Schwanenmeister kommandierten Schwanenknechte — meist Fischer aus den umliegenden Dörfern, von denen mehr als einer den Geschwistern bekannt war — mit ihren langen Hakenstöcken in die schon vordem in eine kleine Schilfbucht zusammengetriebene Schwanenmasse hineinfuhren und den Haken, der wie beim Schäferstock eine halboffene Öse bildete, geschickt um den Hals eines der Schwäne legten, um diesen ins Boot zu ziehen.

Nr. 47

Die Leute verstanden ihre Sache. Alles geschah mit großer Schnelligkeit. Binnen ganz kurzer Zeit war das Fangboot mit dicht nebeneinanderhockenden Schwänen besetzt, deren lange Hälse über die Bootskante fort nach außen gestreckt waren, was besonders drollig aussah.

Das ganze Schauspiel hatte Käthchen viel Freude gemacht, und weil sie so gern wissen wollte, „wie es nun weiterginge“, hatte Pitt für sie beide den ihm gut bekannten Schwanenmeister gebeten, auch bei der folgenden Prozedur dabei sein zu dürfen. Der hatte die Erlaubnis herzlich gern erteilt, und bald darauf besanden sich die Geschwister auf dem Depothof, auf dem die Schwanenfracht aller Boote in die dort befindlichen Hürden eingeliefert wurde, um von da nach und nach im Laufe des Tages zur Rupfsbank gesleppt zu werden. — Die Rupfsbank . . .

Das war ein langer Tisch in einem mächtig großen, langgestreckten Schuppen. An seiner einen Seite saßen die Rupfweiber, meist Kietzfüßerfrauen. Ein Schwanenknecht trug ihnen Stück für Stück der Schwäne herbei, reichte sie ihnen über den Tisch, so daß die Frauen zupacken und den Hals des Opfers, das gerade an der Reihe war, zwischen ihren Beinen einklemmen konnten, derweil der Knecht den Rumpf des auf dem Tisch liegenden Schwans festhielt.

Schon das erregte Käthchens mitleidige Misbilligung. Nun aber gar das Rupfen selber! Was für scharfe Augen, was für flinke Finger die Rupferinnen hatten! Eins, zwei, drei ging alles. Erst die Federn, dann die Daunen. Kein Fleck Fleisch durfte freigelegt werden, sonst setzte es von dem kontrollierenden Schwanenmeister ein heiliges Donnerwetter.

Aber Käthchen weinte doch bitterlich und war erst dann wieder so einigermaßen froh, wie der Schwanenknecht nach beendeter „Rupfung“ den Schwan wieder in den Arm nahm, ihn ans Ufer zurücktrug und mit mächtigem Schwung in die Havel warf. Und auch, als der von seinen Quälgeistern glücklich wieder Freigegebene schon weit über die blaue Fläche hin dem schützenden Röhricht zugesegelt und den Blicken der Nachschauenden entchwunden war, hatte das kleine Mädel sich nur halb getrostet. „Friert er denn ohne seine Federn nicht sehr, der arme, arme Schwan?“ fragte sie mit kläglicher Stimme. „Wenn nun morgen die Sonne nicht scheint?“

Die Rupfweiber und die Schwanenknechte hatten die törichte Kleine mit dem weichen Herzchen weidlich ausgelacht. Pitt aber war auf ihre Bedenken eingegangen und hatte ihr versichert, daß die Gerupften, selbst bei sehr schlechtem Wetter, keine Gefahr ließen, „sich zu erfälten“. Und dann weiter hatte er ihr erklärt, daß sich die schönen Vögel mit diesen überschüssigen Federn und Daunen, die sie den Menschen gäben, ihr Winterfutter verdienten, ohne das sie kläglich sterben müßten, wenn der Eis König sein hartes Zepter über dem Havelland schwinge.

„Beim ersten starken Frost werden sie wieder eingefangen, dieses Mal aber einzlig und allein zu ihrem eigenen Besten. Wenn es soweit sein wird in diesem Jahr, werde ich dich mal zu einer Fütterung mitnehmen. Da sollst du sehen, wie sie sich drängen nach den gestreuten Gerstecknern . . .“

Pitt hatte die kleine Szene und sein Versprechen längst vergessen gehabt. Aber Fräulein Käthchens Gedächtnis, obwohl wie das ganze, dazugehörige Persönchen erst ganze sieben Jahre alt, war zuverlässig und hartnäckig. Vielleicht hatte die Gans, die letzten Sonntag zu Baters Geburtstag ihr Leben hatte lassen müssen, das ihre dazu beigetragen, das Erinnerungsvermögen eines kleinen Mädchens zu schärfen, das die fürsorgliche Mutter in hausfraulicher Pädagogik dazu angehalten hatte, beim Rupfen, Alysnehmen, Füllen, In-den-Bratpfannen-schieben und fleißigen Begießen dabei zu sein.

Kurz und gut: Käthchen hatte Pitt heute morgen sehr ernstlich an das im Sommer gegebene Versprechen, das noch der Einlösung harrete, gemahnt, und er hatte ihr zugesagt, sie morgen zur Schwanenfütterung mitzunehmen. —

Mittlerweile war er bis zum Luisenplatz und an den Parkeingang gelangt.

Hier war es zeitweilig nun stockfinster. In der Nauener und in der Charlottenstraße hatten zwar die neuerlich auf Magistratsbeschuß allnächtlich brennenden, an von Dach zu Dach der gegenüberliegenden Häuserfronten gespannten Eisen-

ketten hängenden Öllaternen auch nur ein herzlich schlechtes Licht gespendet, aber dafür war der gute, alte Mond, der nur noch wenige Nächte zu warten brauchte, um sein volles, rundes Gesicht zeigen zu können, nicht von Wolken, wie eben jetzt, verdeckt gewesen.

Erst als nur noch wenige Schritte Pitt von seinem Ziel trennten, trat er wieder aus den dunklen, schnell vorübersegelnden Schleieren hervor.

Von seinem milden, unirdischen Licht voll bestrahlt, lag das neue Hofgärtnerhaus, das Thümens nun schon drei Jahre bewohnten, am Ufer des Teichs.

Der junge Maler vermochte der Versuchung nicht zu widerstehen, den Umweg von wenigen Schritten über die kleine, von Birkenholzgeländern rechts und links eingefasste Brücke zur „Drususinsel“ mit der von hoher Säule schauenden Bronzestatue des Germanicus zu machen, und von hier zum Hause hinüberzublicken.

Wie ein mitternächtiger Spuk lag es da, eine echte italienische fabbrica, mit gelben Mauern, flachem Dach, Pergola und Bogentür. Tremdartig genug inmitten der deutschen Parklandschaft, — doppelt verwunschen aber zu dieser Jahreszeit anzusehen, in der der entlaubte Weinstock, der die Mauern bis zu Fensterhöhe schon umrannte, wie die antiken Bildwerke und Skulpturen, — sorgsam von Baldachinen oder gar Gerüstverschlägen vor den Einflüssen der rauen Witterung geschützt, — dicht verschneit war, und die Brunnen, verstummt, Eiszapfenbärte trugen.

Auch der Teich, den im Sommer ein hier angesiedeltes Schwanenpaar belebte, war von einer dünnen, beschneiten Eisfläche bedeckt. Wintersonnenwende war freilich nicht mehr weit, aber dennoch würden noch viele nordisch graue, von Schneegestöber und Nebel verhangene Tage und Wochen vergehen müssen, ehe die schönen, stolzen Vögel der Leda und der Freya wieder vom Schafgraben her ihre Sommerresidenz, den Teich, beziehen würden und das neue Gärtnerhaus sich malerisch mit Turm und Veranden im Wasser spiegeln könnte.

Dieses Spiegelbild hatte vor zwei Jahren die Künstlerseele des aus Italien heimgekehrten Kronprinzen bezaubert und den Wunsch in ihm wachgerufen, hier in Wirklichkeit umzuziehen, was seine rasch entflamme Phantasie als Bild exträumte: auf steiler Terrassenmauer über der verschwieglichen Wasserfläche ein tempelähnlicher Pavillon, von dessen Vorplatz Stufen zu einem von grünem Laubengange überwölbten Graben feierlich herabsteigen sollten.

Noch voll von den vielfältigen Eindrücken der Reise hatte er selbst die Zeichnung zu der „Wasserlaube“ angefertigt, — und wie der König vor fünf Jahren seinem Ältesten „Charlottenhof“ zu Weihnachten geschenkt, so hatte er ihm als diesjährige Geburtstagsüberraschung den kleinen Tempel bauen lassen. An dem letzten 15. Oktober hatte er fertig dagestanden, ein Werk echt Schinkelscher Anmut.

So groß des Beschenkten Freude gewesen, waren damit doch noch keineswegs alle Pläne, die er für die weitere Um- und Ausgestaltung dieses Fleckchens Erde hegte, ausgeführt. Er plante den Bau einer offenen Arkadenhalle als Hintergrund für das Ganze, praktisch, um seine Palmen, Oleander- und Lorbeeräume, die ihm der König schon vor Jahren für sein „Klein-Italien“ geschenkt, aufzunehmen: eine Orangerie im kleinen.

Der Verwirklichung dieses Planes setzten sich indessen nicht unerhebliche Schwierigkeiten entgegen. Das Gelände war derart moorig, daß die notwendige Schaffung festen Bodens für die projektierte Halle schier unerreichbar schien.

Der Schloßherr von Charlottenhof seinerseits dachte nicht daran, sein Vorhaben aufzugeben. Den ganzen Spätherbst hindurch waren die Pumpen unermüdlich an der Arbeit gewesen, immer neue Erdmassen waren herangekarrt worden, und wenn auch jetzt, mit Einsetzen des ersten Frosts, die Arbeiten ruhten, so bedeutete das nur eine vorübergehende Pause im Werk! Mit dem Frühjahr sollte es wieder aufgenommen werden. Ja, — Pitt hatte heute nachmittag bei Shadows sogar gehört, daß noch über den Bau der Arkadenhalle hinausgehendes geplant werde! Nicht mehr und nicht weniger nämlich, als die baulichen Phantasien aus des geistreichen Franzosen Mazois romantischem Werk: „Les Ruines de Pompéi“ in die Wirklichkeit umzusehen. Der abenteuerliche Plan, das in diesem vielgelesenen, neuen Buch beschriebene „Schloß des Saurus“ aufzuführen, hätte sich, so hatten die Freunde erzählt, von vornherein als unausführbar zerschlagen. Aber wenigstens ein Teil desselben sollte hier, gerade hier, Platz finden: „Die Thermen des Vollius“, eine echt

antike Bäderanlage. — Peter Thümen blickte zu dem Bauplatz der halbfertigen Arkadenhalle hinüber. Würde der Herzengewünsch des Fürsten sich erfüllen? —

Wieder schob sich eine Wolke vor den Mond.

Mit leisem Seufzen wandte sich der junge Träumer und schritt dem pflegeelterlichen Hause zu.

Auch Alexander von Humboldts Stirn hatte der Schatten der dunklen Himmelsseglerin gestreift. Er war trotz der späten Stunde noch auf, hatte bis vor kurzem am „Cosmos“ geschrieben und war dann ans Fenster getreten. An das seines Arbeitszimmers, jenes kleinen, grünen Eckzimmers mit der kostlichen Aussicht auf den Park. Nebenan lag das Schlafkabinett, das eigens für seinen Aufenthalt hergerichtet worden war.

Seit seiner Rückkehr von der Expedition nach Russland vor wenigen Wochen war er der Gast des Thronfolgerpaars in Charlottenhof. Ihm war es recht gewesen, daß seine freundlichen Gastgeber selbst erst mit Beginn der schönen Jahreszeit zu dauerndem Aufenthalt herauskommen wollten. Die Stille und Abgeschiedenheit hier würde dem Fortschreiten seiner Arbeiten nur förderlich sein, — für sein leibliches Wohlgehen sorgte vom „Kavalierhaus“ aus Frau Thümen aufs trefflichste, — und endlich war Berlin ja nicht aus der Welt! Auch Tegel nicht, von wo „Wilhelms“ dann und wann herüberkamen.

Auch eben weilten die Gedanken des einsam Sinnenden bei dem Bruder. Hatten doch die Studenten Berlins für morgen als dem Tage der zwanzigjährigen Wiederkehr der Grundsteinlegung der Berliner Universität einen feierlichen Fackelzug zu Ehren des Mannes angesagt, der sich um die geistige Wiedergeburt Preußens und um die Begründung der reichshauptstädtischen Hochschule in schwerster Zeit so viele Verdienste erworben hatte.

Alexander von Humboldt hatte seinem jetzigen Nachbarn, dem Fasaneriemeister von Lyngen, versprochen, dessen dreizehnjähriges Töchterchen morgen mit nach Berlin zu nehmen, damit die Kleine das seltene Schauspiel, das ihrem „Onkel“ Humboldt galt, von Herzen genießen könnte.

Der einundsechzigjährige Mann nickte in Gedanken verloren vor sich hin. Morgen also würde er Margot Lyngens Kind für Stunden um sich haben . . . Anna Monika, die ihrer schönen Mutter so gleich . . .

Er stand am Fenster und sah in die Mondnacht hinaus. Obwohl die gläserne Wand ihn von der singenden Kälte draußen trennte, und obwohl das Kabinett wohlig durchwärmte, spürte er den Frosthauch draußen in jedem Nerv. Eben trat der Mond wiederum hinter Wolken, — der einsame Mann am Fenster fuhr sich wie erwachend über die Stirn und mit fester Hand, als wollte er etwas in die verborgenen Winkel des Hirns zurückdrängen, über das Haar.

Es schneite.

Erst schwieben die ersten einzelnen Flocken zögernd nieder, dann wurden es rasch mehr und mehr der weißen Schmetterlinge aus dem Geisterreich, die in lautlos-wirbelndem Tanz die Luft füllten.

Russlands Weiten erstanden vor dem geistigen Auge des Forschers. Es war ja erst kurze Zeit vergangen, daß er sie durchstreifte! Damals erst hatte er, so schien es ihm, den Winter kennengelernt. Harter, frostknirschender Schnee auf allen Wegen und dazu des Nordostwinds Peitsche, die um halberstrotzte Ohren knallte. Wie er über die Steppe dahinfegte! Und wie fröhlich trotz allem die unermüdlichen Glöckchen der Trocken läuteten . . .

Und doch . . . Er erinnerte sich im innersten Herzen seiner anderen, großen, nun über dreißig Jahre zurückliegenden Forschungsreise in die Urwälder Südamerikas, die er mit herlich geringer fremder Hilfe, ganz auf die eigene Kraft gestellt, auf eigene Finanzmittel angewiesen, unternommen und durchgeführt hatte, fast lieber als dieser transuralischen Expedition, zu der ihn der Zar, der Schwager Friedrich Wilhelms III., hatte auffordern lassen und der von Seiten der zaristischen Behörden jedes nur erdenkliche Entgegenkommen bewiesen worden war. Fast zu viel wohlwollende Unterstützung und Teilnahme für seinen Geschäft! In Petersburg in einer Kette ihm zu Ehren gegebener, rauschender Feste gefeiert, hatte er oft genug schmerzlich und mißmutig die daraus entstandenen Verpflichtungen als eine Beengung empfunden, die ihn in seiner Forschungsarbeit störte und ihm die Zeit für Aufzeichnungen der wissenschaftlichen Ergebnisse nahm . . .



Durchgehende Pferde. Gemälde von Wilhelm Neberrück.

Ob es nur dieser Übelstand war, der die Grinnerung an seine zweite große Reise beschattete, — oder ob nicht vielmehr ein anderes hier hineinspielte? Damals war er jung gewesen, hatte die Vikomtesse Margot d'Allembert noch nicht gekannt! Die Vikomtesse, der ihre dreizehnjährige, junge Tochter so gleich . . .

Er trat vom Fenster zurück und nahm ein kleines Schmuckstück aus dunkelrotem Saffianleder, das in einem Geheimfach des Sekretärs gelegen, zur Hand. Ein Druck auf die Feder; mit leisem Knacken sprang der Deckel hoch.

Lange sah der alternde Gelehrte auf das Schmuckstück, das in eisenbeinfarbenem Sammet gebettet lag und ihn im Schein der brennenden Wachsferze anblinnte. Es war das persönliche Abschiedsgeschenk der Zarin an ihn und war nicht so sehr durch den Wert an sich kostbar, als durch die mit ihm verwohne Geschichte, die die hohe Frau ihm, dem altpreußischen Edelmann, erzählte, als sie ihm das Kästchen gab.

In einer Audienz unter vier Augen, die ihm die einstige preußische Prinzessin gewährt hatte. —

Und in dieser Nachttunde, in der sein Herz ihm wieder einmal um der alten Wunde weh tat, erinnerte er sich dieser Geschichte, richtete sich an der wehmütigen Süße, die aus ihr zitterte und eines anderen Herzens verborgensten, in schweigendem Stolz getragenen Schmerz enthielt, auf. —

Das Schmuckstück war ein schlichtes Kreuzlein von Gold in Form eines Eisernen Kreuzes und die Geschichte beginnt im Jahre 1814.

In Berlin wurde der erste Einzug in Paris gefeiert. Alle Fenster waren illuminiert, und jubelnder Tumult füllte die Straßen.

Die Mitglieder des Königshauses, soweit sie nicht mit im Felde oder vielmehr in der siegreich eroberten Seinstadt weilten, kamen eben aus dem Abendgottesdienst, den Schleiermacher abgehalten hatte. Der große Kanzelredner hatte auch der verstorbenen Königin gedacht, deren verklärter Geist diesen Tag aus seligen Gefilden herab segne, und der ältesten Tochter der Toten, der Prinzessin Charlotte, waren helle Tränen über die Wangen getropft.

Jetzt aber, auf dem Weg zum Schloß, — auf diesem Weg, auf dem sich die Menge um die Karosse der königlichen Kinder drängte und Blumen, Früchte, Bonbonnieren in den offenen Wagen warf, während die vor den Pferden laufenden Berliner Schusterjungen noch Zeit fanden, zwischen Vivatschrei und Auf-die-Hufe-Auspassen Purzelbäume zu schlagen, — da lachte die Prinzessin schon wieder.

Sie war ja eben erst sechzehn Jahre alt, und heute ein Jubeltag!

Und es war auch so drollig gewesen, wie eben eine dicke Bürgersfrau unter dem Sonntagskapothut hervor zu ihrer Nachbarin gesagt hatte: „Nu blakt's aus 't letzte Loch, det olle Vivatlampenröhrl!“ Ganz deutlich hatte das Prinzenkästchen diese Leichenrede auf die gestürzte Kaiserherrlichkeit des Korsen gehört, denn der Wagen mußte hier, Unter den Linden, im Schritt fahren, — so dicht stand die lebendige Mauer der sich wie berauscht gebärdenden, begeisterte Ovationen brügenden Menge.

Die Prinzessin strahlte. Wie schön war es, geliebt, umjubelt, vergöttert zu sein!

In beiden Armen so viel Blumen fassend, als sie zu halten vermochte, lächelte, nickte, grüßte sie unaufhörlich nach rechts und nach links.

Es war ein liebliches und zugleich romantisches Bild, das sie bot. Die nickenden Federbüschel auf den Pferdeköpfen des Galawagens warfen bizarre Schatten im rauchumschwelten, blutigen Schein der Pechtonnen, die zu Ehren des Tages in kurzen Abständen voneinander auf der breiten Mittelpromenade brannten. Im Lustgarten stiegen Raketenarbeiten bunt und prasselnd in den Nachthimmel, und an den offenen Fenstern wie auf den Balkonen standen hinter Reihen flackernder Kerzenflämmchen gleichfalls jubelnde und mit Tüchern winkende Menschen.

Wie würde es erst sein, wenn der König an der Spitze der siegreichen Truppen wieder heimkehren, diese selbe Straße durchs Brandenburger Tor mit der zurückgeholten Quadriga nach dem alten Hohenzollernschloß entlangreiten würde!

Prinzessin Charlotte, das Lieblingskind des dritten Friedrich Wilhelm, spürte in ihrem sechzehnjährigen Herzen, das Prunk und festlichen Glanz so liebte, nichts als Freude und Glückseligkeit . . .

Am Abend, nach der in kleinem Kreise eingenommenen Mahlzeit, kam, als man schon auseinandergegangen war, die Hofdame du jour ins Prinzessinnenzimmer. Sie hielt den Kopf in der vorgeschriebenen, steifen und würdevollen Haltung, und doch war sie ein einziges, lebendiges Kopfschütteln.

„Ich weiß schon . . .!“ Die Prinzessin schluckte, und knabberte vergnügt an dem großen Bonbon, den sie im Munde hatte. „Ich weiß schon, was Sie sagen wollen, wenn Sie's auch nicht sagen, liebste Schmettau!“

Sie legte das Gesicht in komisch-ernste Falten und parodierte: „Was würde da wieder die Frau Oberhofmeisterin Gräfin Voß gesagt haben, wenn sie das sehen könnte! Nicht wahr, so ähnlich sollte die Philippika doch lauten?“

Die taufrischen, lächelnden Züge wurden plötzlich ernst. „Ah, liebste Schmettau, sie würde vielleicht gar nichts gesagt

haben . . . heute . . . Sie würde vielleicht, nein, sicher, an die Mama gedacht haben —“

Der jungen Prinzessin Stimme schwankte. Leise endete sie: „Sie hat die Königin sehr lieb gehabt, die gute, alte Voß!“

Auch Fräulein von Schmettau schienen Tränen in die Augen gequollen zu sein. Indessen verlor sie auch jetzt nicht die Haltung, sondern neigte nur den grauen Kopf ein wenig und meinte höchst ehrerbietig, im übrigen aber unbeirrt: „Halten zu Gnaden, Königliche Hoheit, — Frau Gräfin würden bei aller Wehmuth des Gedenkens an die verstorbene Majestät doch Königliche Hoheit submissest gebeten haben, sich wenigstens allerhöchst Ihrer Zähne zu erinnern, — wenn Königliche Hoheit schon geruhen, die Konfitüren der Bourgeoisie zu essen, die von unbekannter, vielleicht unappetitlicher, jedenfalls — sie rümpfte die Nase — „unebenbürtiger Hand in den Wagen gereicht wurden!“

Das Prinzeßchen hörte gehorsam auf, an dem Bonbon zu knabbern. Vielleicht hatte sie ihn auch unbeabsichtigt verschluckt, weil sie plötzlich lachen mußte. „Richtig, Fräulein von Schmettau! Ich glaube, Sie haben wahrhaftig recht!“ Sie nahm eine geheimnisvoll-wichtige Miene an und flüsterte: „Im Vertrauen, Liebste, ich glaube, die Gute hätte selbst die verstorbene Majestät auf die unebenbürtigen Finger des unbekannten Spenders hingewiesen und submissest gescholten, wenn Mama doch geruht hätte, ihren Gefühlen keinen Zwang aufzuerlegen, mindestens aber im Hinblick auf Hochdero Zähne gebeten, zu lutschen, nicht zu beißen!“

Sie lachte laut auf, faßte das alte Fräulein um die Taille und wirbelte sie, sich mit ihr im Kreise drehend, dreivier-, fünfs, sechsmal um den Tisch. Erst als ihr der Atem ausging, ließ sie los.

„Es war der lezte!“ sagte sie mit tragischem Pathos und wies wehmütig auf die leere Bonbonniere. „Sie waren gut! Sehr gut! Ich glaube, russisches Fabrikat!“

Ihre Augen leuchteten begeistert. „Ich liebe Russland! Ein besonders tief empfundenes Hurra auf alles, was mir aus dem Riesenreich unseres hohen Verbündeten kommt!“

Das Gesicht der alten Hofdame verklärte sich in einem merkwürdig gerührten Lächeln. Sie verzog dabei sogar die schmalen Lippen und fühlte eine leise Feuchte in den Augen, die auf das übermüdige, ahnungslose Königskind blickten. Doch gleich darauf wurde sie sich eines unglaublichen faux pas bewußt, in dem sie sogar schon längere Zeit beharrte. Sie erschrak derart, daß sie einer Ohnmacht nahe war. Saß sie nicht auf dem Sofa, in Gegenwart der stehenden Königlichen Hoheit?

Prinzessin Charlotte mußte die Gedanken der Aufschneidenen gut erraten haben, denn sie sagte rasch: „Laß doch, Schmettauchen! Du hast gar nicht gemerkt, wie dir gefah, so schwindlig war dir von dem Herumgewirbeltwerden! Glaub' mir, ich hab' Erfahrung!“

Begütigend und schelmisch zugleich nickte sie der noch immer über sich selbst Verwunderten zu: „Was ist eigentlich los, Schmettauchen?“

Die Ehrendame weiland der Königin Luise straffte die hagere, durch den Tumult der Gefühle in der Haltung etwas läßig gewordene Figur in die vorschriftsmäßige Würde zurück. „Ein besonderer Kurier Seiner Majestät, des Königs, erwartet Königliche Hoheit im kleinen, blauen Salon. Er hat Eurer Königlichen Hoheit ein Geschenk Ihres allergnädigsten Herrn Vaters zum heutigen Tage zu überreichen. Sein Name ist Graf Alexander Fedorowitsch Pelegin.“

Die Prinzessin war vor Freude errötet. „Und das sagst du mir erst jetzt?“

Im nächsten Augenblick war sie bereits aus dem Zimmer. Nicht weit vom blauen Salon blieb sie erstaunt stehen.

Richtig, — es stand ein Spinett drin! Und der russische Graf hatte ein bißchen lange warten müssen auf ihr Erscheinen. Schulbewußt senkte sie das Köpfchen. Sie hatte die gute Schmettau ja gar nicht erst zu Worte kommen lassen!

Aber kurios blieb es doch, daß dieser Graf Pelegin, oder wie er gleich hieß, sich die Wartezeit so ohne weiteres dadurch verkürzte, daß er das Spinett ausprobierte!

Sie öffnete die Tür und trat ein, — etwas laut und bestont nachdrücklich.

Auf der Schwelle blieb sie jedoch stehen und zog den Flügel sacht hinter sich zu. Sie hatte nicht einmal das Fehlen des Lakaien bemerkt, — ein durch den heutigen Festumstund erklärbarer Umstand, der dem Prinzeßchen, das bei aller übermüdigen Ungebundenheit wieder zuzeiten recht

sehr auf Zeremoniell und Formen halten konnte, sonst schwerlich entgangen wäre . . .

Aber sie war so hingenommen, so süß berauscht von dem wundersamen Spiel, das der ihr abgelehnte junge Mann dem Spinett entlockte, daß sie alles um sich herum vergaß.

Still glitt sie in einen der mit blumigem Seidenkretton bezogenen Sessel, stützte den Ellenbogen auf die vergoldete Armlehne und lauschte, das Kinn in die Hand geschmiegt, den fremden, bald süß und innig schmelzenden, bald brausenden, in heißen Lohe zu ihrem jungen Herzen hinüberflammenden Rhythmen.

Alle Lüster brannten zur Feier des Tages. Aber die Prinzessin, deren erste Jugend in die karge, ängstliche Sparsamkeit der schlimmsten Zeit gefallen war, meinte, sie brändten zu Ehren des Mannes, der dort vor dem Spinett saß, auf dessen Tasten noch die schlanken Hände der Königin Luise geruht hatten, und dem Louis Ferdinand am Vorabend des unseligen Feldzugs Weinen und schluchzendes Beten, betören des Werben und dumpfen Groll, abgründigen, wilden Schmerz und sanfte Trauer eines genialischen Herzens entlockt hatte.

Plötzlich brach das Spiel ab. Das Rauschen eines Frauenkleides, ein Atemzug aus zitternder, junger Brust mochte dem erschrockenen Grafen, der das Öffnen der Tür überhört hatte, die Anwesenheit der Prinzessin verraten haben.

„Königliche Hoheit . . .“

Alexander Fedorowitsch Pelegin neigte sich tief.

Sie zitterte noch immer ein wenig. Aber nicht mehr ein Kind — eine Frau blickte ihn aus den schönen Augen der toten Königin an.

„Nichts von Pardon!“ wehrte sie seinen Worten. „Wer so spielt, Graf, wie Sie, darf sich nicht entschuldigen!“

Ihre Stimme hegte leise.

Dem jungen Künstler wurde wundersam ums Herz. Wie Musik klang die weiche Mädchenstimme: „Was spielen Sie, Graf?“ Sie hatte es anscheinend bereits schon einmal gefragt. Er fuhr zusammen. Tiefe Röte übergoß sein Gesicht.

„Königliche Hoheit geruhen zu fragen . . . Eigene Kompositionen.“

Seine Stimme festigte sich. In seine Augen kam ein verzüchter Glanz. „Ich spielte, Hoheit, eine Galaktische, in deren Fond die nistenden Straußenfedern der Pferde seltsam bizarre Schatten werfen, wie Arabesken, die den Schrein eines Götterbildes zieren . . . blutrot lohendes Licht der Pechsackeln und schleppte Trauersahnen aus schwarzem Rauch . . . Kerzenflämmchen in den Fenstern einer berauschten Stadt . . . Teppiche, Fahnen . . . wehende Tücher von blumengeschmückten Balkonen . . . eine jauchzende Menge, die in nicht endendem Jubel schreit, winkt, tobt, und der Prinzessin ihr Herz in den Schoß wirft . . .!“

Seine Stimme brach fast. Seine Stirn war blaß.

„Ich spielte, Hoheit, den Siegeszug einer Prinzessin, deren weiße Finger das Herz ihres Volkes halten —; das es sich aus der Brust riß, um es ihrer Schönheit darzubringen . . .!“

Drei Jahre später, an ihrem neunzehnten Geburtstage, war Prinzessin Charlotte die Braut des Zarenbruders und russischen Thronfolgers, Nicolai Romanow.

Aus Charlotte wurde Alexandra Feodorowna. Sie, die Schmuck und Pracht so liebte, durfte sich mit den märchenhaften Schäcken der Romanows schmücken; ihr Braut- und später ihr Krönungskleid starrten von Juwelen.

Nie aber hat sie, durch lange Jahre hindurch, ein kleines, „Eisernes Kreuz“ aus Gold, das an dünnem Ketten um ihren Hals hing und Tag und Nacht auf ihrem Herzen ruhte, von sich gelassen.

Es war die Gabe, die Graf Pelegin einst der Lieblings-tochter Friedrich Wilhelms aus Paris überbracht hatte, — Graf Pelegin, der kürzlich, als in den polnischen Aufstand verwickelt gewesen, erschossen worden war . . .

Alexandra Feodorowna hatte das Schmuckstück dem märkischem Edelmann geschenkt, der unvermählt geblieben war und der keine Tochter hatte, der er die Gabe kostbar nicht so sehr durch den tatsächlichen Wert oder nicht einmal auch durch die fürstliche Hand, der sie entstammte, sondern viel mehr durch die Geschichte, die sich an das schlichte Kreuzlein von Gold knüpfte) vermachen konnte.

Als einen Gruß an die Heimat ihrer Kindheit und Jugend hatte sie es ihm mitgegeben, als er schied.

(Fortsetzung des Romans folgt.)

## Die Kurische Nehrung. Von Frida Schanz.

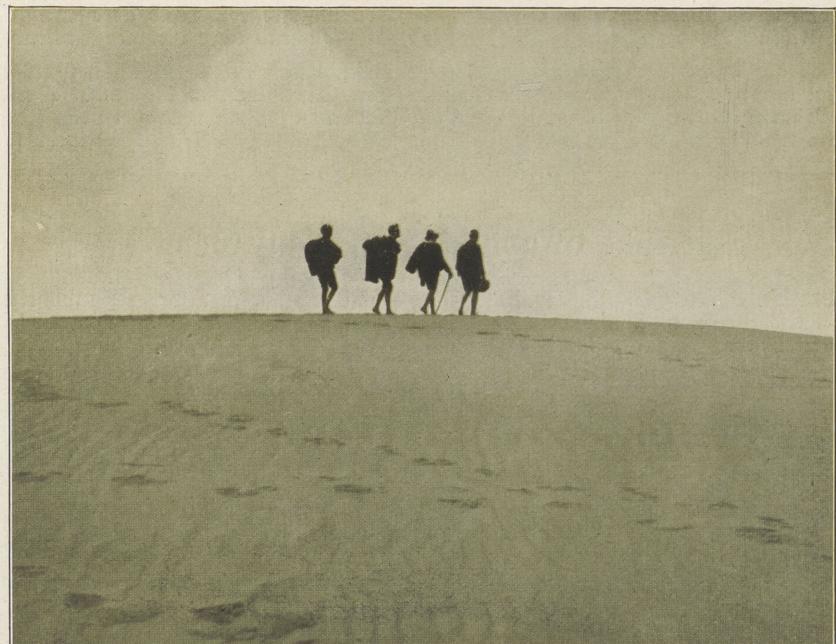
Mit drei Abbildungen aus „Die Wunder der Kurischen Nehrung“. Stimmungsbilder gesammelt und herausgegeben von Otto und Helmut Stallbaum (Königsberg i. Pr., Selbstverlag, Löbenichtsche Langgasse 7).

Die Kurische Nehrung, — ein Stück herber, kräftiger, spröder Schönheit, an dem die Menschen, die es kennen, die es erlebt haben oder denen es gar heimatisch eigen ist, mit einer von Leidenschaft durchzitterten Liebe hängen. Nur zur Hälfte ist die Nehrung noch unser. Ob wir sie darum wohl noch heißen, noch schmerzlicher lieben? Nur ein Landstreifen, ein Strich zwischen der See und dem von der großen Wasserfülle abgeperlten, unruhsvoll bewegten, mit weißen Segeln und schweren Schiffen aus aller Welt belebten Haff, — hundert Kilometer lang, und vier an der breitesten Stelle breit, — eine Brücke, der der letzte Pfeiler nach Russland zu fehlt, — eine Straße, — unsre Königin hat sie in harter Not in hartem Winter 1807 befahren, — ein Naturgebiet von seltsamem rauhem Zauber. Wo sie die Spitze wie einen langen Finger nach Osten streckt, steht in romantischer Waldwildnis ein verlassenes Fort. Hinter dem siederumbuschten, historischen alten Sandkrug und dem stolzen neuen Kurhaus beginnt der mühsam angeforstete, dem Dünenande abgewonnene Wald sich, von träumerischen Wegen durchzweigt, vom Sange der See durchauscht, schon zauberhaft zu breiten. In steigender Schönheit zieht er sich nach Südwesten, liefertrutzig, maiblumenreich, steigt er bei Schwarzort, der ganz in dunklem Tannengrün versteckten Sommerfrische, zu ausichtsreichen Höhen mit Lichtgebadeitem Rundblick.

Hat man Glück, so gewinnt man in Schwarzort eine der beiden hochrädrigen Kutschen mit gebett-kundigem Kutscher, die bevorzugte Sterbliche ins Elchgebiet fahren, durch tiefe Furtten, durch Birken und Erlengestrüpp, das



Hohe Düne bei Nidden.



Nehrungswanderer.



Düne in der Abendsonne.

vorzeitliche Wild geschickt und lautlos einkreisend. Durch die Wälder längs der alten Poststraße ziehn jetzt schon breite goldtönige Sandschlangen. Wir kommen, wenn wir weiter wandern oder fahren, nach Nidden, dem altpreußischen Fischerdorf, einem Malerparadies. Die breiten schwarzen Kähne und Kutter mit den vierseitigen lateinischen Segeln tragen in holzgeschnittenen Wimpeln die uralten Namen der Besitzer. Die kleine Flotille nachts zum Fischfang hinausfahren oder im frischen Morgenwind heimkehren zu sehn, ist ein unvergeßliches Erleben. Zwischen Nidden und Schwarzort ist das Gebiet der Wanderdünen, ein Weltwunder nach Wilhelm von Humboldts Auspruch. Bis zu einer Höhe von 80 Metern erheben sich die fahlen toten, aus feinstem Sand aufgetürmten Dünens, ein Stück Sahara zwischen nordischen Meeren, in den Sommermonaten von afrikanischer Luft und Hitze umslimmt. Wenn der Wind sich erhebt, bekommen die Dünenkämme jene seltsamen Rauchfahnen aus feinstem Sand, das Wahrzeichen der unbemerkbaren Wanderung. Langsam, in Jahren steigen die riesigen Urtieren gleichenden Sandwellen aus den Fluten, alles Leben begrabend; Jahrzehnte wandern sie über die Nehrung, um dann nach Jahrhunderten lautlos in das Haff zu sinken.

Hier ist das Reich des Schweigens und des Todes, aber ein Reich eines geradezu phantastischen Farbenzaubers. Soweit das Auge reicht, kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm. Scharf geschnittene Dünens recken ihren bizarren Kamm gegen den weitgespannten Himmel, suchen in ihren kühn

geschwungenen Flanken die Sonne von allen Seiten wie in einem Hohlspiegel aufzusangen und den Wind, der ihnen sprunghafte, unruhvolles Leben ist. Aber weder auf der Erde noch im Himmel stört ein Laut das ewige Schweigen, außer wenn im Frühjahr oder Herbst die wilden Schwäne und das ganze Heer der Zugvögel auf ihrer Wanderung dies Reich des Todes in beschwingtem Flug durchheilen. Die Nehmung ist seit uralter Zeit eine beliebte Wanderstraße für alles fliegende Getier, das alljährlich zwischen Süd und Nord wechselt. In Rositten befindet sich eine Vogelwarte, die den Vogelzug aufs genaueste beobachtet und durch ihre abgerichteten Falken manchen geflügelten Wandersmann zu seinem Schreck zur Passkontrolle herunterholt oder auf andere Weise festhält. Meist darf er, mit einem Reif mit Inschrift versehen, wieder froh von dannen fliegen und kann in kurzen Flug nach Süden die Bernsteinküste des Samlandes und damit das Festland erreichen. Wie die Vogelkontrolle ergeben hat, treffen sich hier geflügelte Gäste aus Sibirien und Irland mit gefiedertem Volk vom kaspischen Strand und den Gebirgen des Himalaya. Mit Hilfe der Beringung ist es in den letzten Jahren gelungen, das bis dahin geheimnisvolle Woher und Wohin der Wandervögel aufzuhellen. Auf der Nehmung beringte Störche wurden am Blauen Nil, in Rhodesia, ja in dem 9500 Kilometer entfernten Basutoland an-

getroffen. Die Zugstraße der Möven und Krähen führt auf Umwegen über Ungarn und die Türkei nach Ost- und Südafrika. Die Vogelzüge bewegen sich meist mit dem Winde und mit so großer Regelmäßigkeit, daß man ihr Eintreffen an den verschiedenen für eine Rast geeigneten Etappen bis auf den Tag genau berechnen kann. Bei widrigen Winden staut sich auf der Nehmung förmlich die Vogelwelt, die dann beim ersten guten Flugtag wieder wie ausgefeigt erscheint. Dieser Heereszug von tausend und aber tausend Vogelvölkern durchheilt in ununterbrochener Folge Wochen und Wochen den weiten Himmel von Süd nach Nord, von Nord nach Süd. Nach einer Vorhut von Kleinoögeln und Sperbern kommen, so weit das Auge reicht, Züge von Krähen, Drosseln, Finken, Wildtauben, Lerchen und stolzen Kranichen mit langem gereckten Hals, herrliche Riesenwinkel von Wildgänsen und zuletzt die vielfältigen Raubvögel. Woche um Woche löse Ketten von Sperbern, Bussarden, Weihen und Wanderfalken. In ihnen allen ist der Wandertrieb so mächtig, daß man in dieser Zeit Verfolger und Verfolgte meist friedlich nebeneinander sieht. Da zieht der Sperber neben dem Finken, der Falke neben der Wildtäube. Diese in jährlichem Wechsel zwischen Nord und Süd, Süd und Nord pendelnde Wanderung hat etwas vom Ewigkeitscharakter, ist ein einzigartiges Schauspiel in Europa, das den Beobauer tief ergreift.

### Zerbrochenes Lied.

Sie saßen nach den ersten Festen  
Dor aufgeschlagenen Melodien.  
Hart um das Cello an den Knien  
Sich seine steifen Finger preßten.  
  
Sie aber hob die Last der Hände  
Noch einmal müde zu den Tasten,  
Darin sie kaum Oktaven fassten,  
Und sah ihn traurig an, als fände

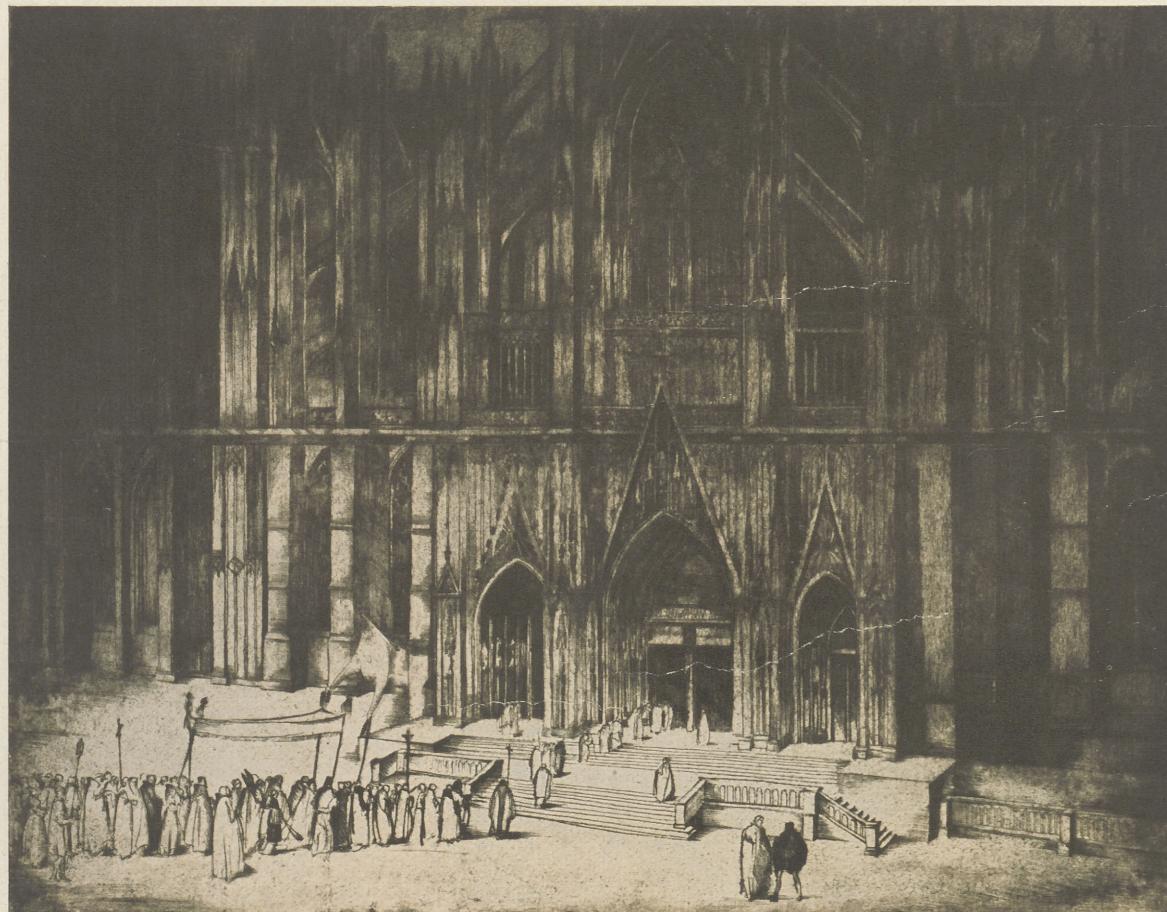
### Von Harald Corp.

Sie nicht die Kraft, ihn zu begleiten.  
Der Blick traf ihn nicht mehr. Sein Bogen,  
Von unsichtbarer Hand gezogen,  
Glitt suchend über die vier Saiten.  
  
Da fiel sie ein. Vernehmlich schrillte  
Ein Mischklang und die dunkle Weise  
Zerbrach. Ein Schluchzen noch, sehr leise,  
Und Tränen, die kein Trost mehr stillte.

### Feierliche Graphik. Von Paul Gey.

Sepp Frank, der süddeutsche Schwarzweizkünstler, ist schon in jungen Jahren so glücklich gewesen, sich weit über den Kreis der Sammler und Liebhaber hinaus einen berühmten

Namen zu schaffen. Seine Handschrift ist so eigenständlich und prägt sich so leicht ein, daß ihn sich jeder merkt, wer auch nur einmal bewußt ein Blatt von ihm gesehen hat. Diese Blätter



Kölner Dom mit Prozession. Radierung.

haben mit wenigen Ausnahmen ein Gemeinsames: sie sind erfüllt von dem Sinn für Feierlichkeit. Immer glauben wir aus ihnen Glöckengeläut oder Posaunenstöße zu vernehmen. Es ist aber kein leerer Schall. Wir denken nicht an schlechtes Theater, an gespreiztes Getue. Dieser Künstler hat Wucht und Würde als Selbstverständlichkeit, und wenn man sich sein reiches und doch sehr einheitliches Gesamtbild vor Augen führt, möchte man ihn nicht in unsrer vielfach so formlos gewordenen Zeit suchen, sondern in Jahrhunderten, wo eine Gebärde Bedeutung hatte, wo sich in den Gewandfalten Wille und Stimmung aussprachen.

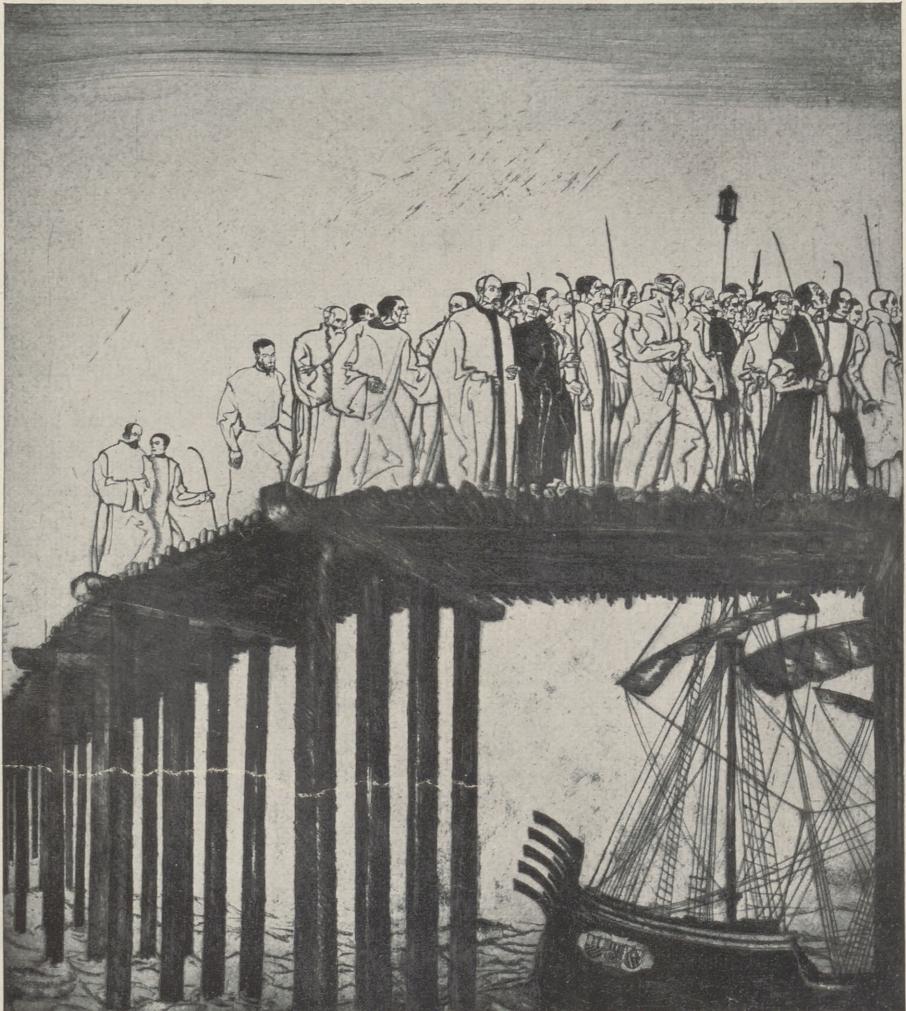
Als Sepp Frank berühmt wurde — es sind ungefähr zehn Jahre her — befand sich die deutsche Kunst sehr schlecht. Wieder einmal grübelten viel zu viele darüber nach, was sie sollte; man war zu der Erkenntnis gekommen, daß sie mit der Natur, die seit undenklichen Zeiten als ihr Muster gegolten, nicht das geringste zu schaffen hätte, und so malten, radierten, zeichneten Begabte so gut wie Talentlose lustig drauflos und nannten, was niemand verstand, Ergießungen ihres Herzens. Sepp Frank war mutig und mache nicht mit. Auch er stand mitten in der neuen Zeit. Auch ihm bereitete es keine Freude, einfach die Natur abzuschreiben. Seine Menschen insbesondere redeten sich und begannen viel ausdrucks voller zu reden, als sie je im gewöhnlichen Leben tun. Er sah um sich, und alles brach zusammen, was groß, fast ewig erschienen war. In seinem Herzen jedoch war der Glaube an echte Größe nicht erloschen, und man kann sich vorstellen, daß seine Kunst grade im Gegensatz zu Unordnung und Niedrigkeit, zu Flatterstimm und Häzlichkeit so ruhig und erhaben, so fest, so feierlich geworden ist.

Jedenfalls wirkten Franks Blätter damals wie eine erlösende Hoffnung: es gab noch Künstler, die mit neuen Mitteln und in alter Meisterschaft Großes wollten und Großes konnten. Damals wurden Sepp Franks Radierungen sehr viel verkauft; manche Blätter waren bald nicht mehr zu haben, und diese Begeisterung war kein Strohfeuer oder gar eine Spekulation auf Sachwerte. Wie viele Radierer sind damals verwöhnt und längst wieder vergessen worden. Frank hat seine Stellung erhalten und bestätigt. Er steht heute in erster Reihe.

Fontane bekannte seinen Mangel an Feierlichkeit, ein Wort, das oft missbraucht wird, weil es so bequem ist, nicht feierlich zu sein. Für Form da-



Gretchen im Dom. Radierung aus dem Faust-Zyklus.



Pilgernde. Radierung.

gegen war auch der alte Fontane, und er hätte nichts gegen Feierlichkeit gesagt, wenn nicht unter dieser Flagge so viele Alberheiten segelten. Wem nicht das Herz schlägt, wenn er vor dem Kölner Dom steht oder den Jammer Grethens nach erlebt, der ist stumpf und tot und kann sich mit dem märkischen Dichter nicht trösten. Sepp Franks Kunst ist feierlich. Sie erinnert in ihrer gehämmerten Pracht an die Herrlichkeiten der Novellen Konrad Ferdinand Meyers. Gern wählt auch Frank die Vorwürfe für seine Radierungen aus der italienischen Geschichte. Savonarola ist sein Held, und die ersten Machtgestalten von Kriegsfürsten der Renaissance liegen ihm. Er ist kein Illustrator im gewöhnlichen Sinn, selbst wo er Bilder zu den großen Werken der Weltliteratur schafft. Er ist ein Erzähler mit der Radieradel. Er erzählt nicht mit jener eingehenden Liebe zur Einzelheit, wie es Dürer tat oder Ludwig Richter. Aber er ist auch kein flüchtiger Andeuter wie Liebermann oder ein schwärmender Phantast wie Slevogt. Klar und fest ist sein Vortrag, manchmal von einer kalten Bestimmtheit, aber unter dem schön geschmiedeten Panzer

Drachenschiff übers Meer getragen hat. Wie einfach und wie stark ist dieses Blatt komponiert und wie viel erzählt Sepp Frank auf ihm. Auch hier wieder wirkt er durch starke Gegensätze dramatisch: die dunklen und schweren Pfeiler der Brücke, das schwarze, bauchige Schiff und darüber gegen den hellen Himmel gestellt die Pilger. Zwei

Prozessionen, freilich leidenschaftlich erregte, sind auch die widereinander stehenden Scharen auf dem Blatt aus der Savonarola-Folge: links, umgeben von Gabelträgern und Sensenmännern, mitten unter Armen und Enterbten, der Prediger der Gottesherrschaft, der Eiferer gegen Prunk nicht bloß und üppigkeit, sondern gegen die Schönheit und jeden, der an ihre



Radierung aus der Bilderreihe „Savonarola“.

Macht zu glauben wagt. Rechts, stärker an Rüstung und Zahl, die Lanzenbewehrte Mannschaft der Medici, deren Herrschaft er brach und die doch mächtiger war als er, wenigstens im irdischen Sinne. Franks Faust-Zyklus, aus dem hier ein Blatt gezeigt wird, hat wenig mit der Bühne zu tun. Fast demütig folgt er dem erhabenen Dichter, und dennoch stellt sich sein Werk würdig neben die uns allen heilig gewordene Dichtung. Auch dieses Blatt ist einfach und sehr reich. Er hat sogar, ganz im Sinne der Tragödie, Züge von Kleinmalerei, so die ablehnende Haltung der drei steinernen Heiligen oder daß sich der böse Geist in der Gestalt einer gotischen Chimäre verkörpert. Das Pakende aber ist die einfache Gestalt des niedergebrochenen Gretchen, licht ins Dämmerdunkel gestellt. — Das letzte Blatt Franks, die alte Brücke in Frankfurt, zeigt ihn auf einem neuen Gebiet, das er ebenfalls beherrscht. Hier ist er der schlichte Schilder-



Alte Brücke in Frankfurt a. M. Radierung.

## Romeo und Julia in Japan. Von Paul Enderling.

Diese Geschichte ist nicht von mir erfunden, sie hat sich begeben. Und erzählt hat sie mir ein alter weißhaariger Reishändler, dessen zerknittertes Pergamentgesicht immer ein weltkundiges Lächeln zierte, damals, als ich auf der Reise zum Binnenmeer einige Tage bei ihm in Kyoto wohnte.

Die beiden Familien der Meizi und Toyakari standen sich spinnefeind gegenüber. Es war eine Art Erbfeindschaft, die wohl noch aus den glorreichen Tagen des Helden Ieyasu her datierte. Immerhin waren auch sie soweit modernisiert, als sie nicht mehr — wie in der guten alten Zeit — mit ellenlangen Schwertern übereinander herfielen, sondern prozessierten und nochmal prozessierten.

Bei den Prozessen, die den ohnehin fetten Dorfrichter Kimyo noch fetter machen, handelte es sich natürlich stets um Kleinigkeiten. Aber wenn sie sich dann auf dem Markte oder im Tempel trafen, sahen sie sich wie jene rotgelben fauchenden Drachen an, die die Chinesen in ihre Gewänder stiecken.

Und nun kam es, daß sich Syomori, der Älteste der Meizi, der jahrelang in einem englischen Konsulat bedientet gewesen und stark europäisiert war, und Daza, die Jüngste der Toyakari, leidenschaftlich in einander verliebten. Es war der beste Witz, den sich Göttin Benten, die japanische Aphrodite, je geleistet hatte.

Es kam, wie es immer kommt: zuerst ein flüchtiger Blick im Buddhatempel auf dem Ahornhügel, dann ein gesflüsteretes Wort, eine leuchtende Blüte, die aus einer zitternden Hand fiel, ein Erröten und Erblasen — dann durch die Hilfe einer Dienerin ein an einem Kirschzweig befestigter Papierstreifen, und dann Briefe, Briefe, Briefe —

Aber die Freude war kurz. Man fing einen Brief auf,

rer der Wirklichkeit. Aber auch hier regt sich sein Sinn für Feierlichkeit, und wir ahnen auf dieser menschenleeren Brücke die großen Gestalten unserer deutschen Geschichte wandeln, und der Dom im Hintergrund reckt sich wie ein Held gegen den Himmel. Gewiß, es stehen moderne Häuser davor, und sie sind genau nach der Natur gezeichnet und radiert, aber sie sprechen nicht mit, so wie der Klang der Glocken den Straßenlärm überdeckt und man glauben kann, einmal nur die Stimmen von oben zu hören, ernst, eindringlich und wunderschön. So feierlich ist die Graphik von Sepp Frank.

zählte die Blumen im Garten und stellte die Besuche im Tempel ein.

Nun erhob sich Daza Nacht für Nacht, kleidete sich an und ersteig das zierliche, gecknierte Türmchen an der Gartenummauer: dann stand nämlich Syomori unten. So plauderten sie, ohne sich sehen zu können und beim geringsten Geräusch zusammenfahrend, aber übervoll von dem Genuss des gelungenen Abenteuers.

In einer wunderschönen Frühlingsnacht — der Birkhahn balzte und die Pfauenblüten dufteten süßer als je — konnte Dazas Bruder nicht schlafen. Er erhob sich und fand zu seinem Erstaunen die Papierwand am Garten zurückgeschoben, ein verlorener Haarpfeil brachte ihn auf die richtige Spur, und er ertappte die beiden Sünder.

Er warf einen gefüllten Blumentopf treffsicher nach Syomori und schloß die Schwester in ihr Kämmerlein ein, gefühllos, wie Brüder sind — wenn sie sich nicht in der gleichen Lage befinden.

Daza, die gern und viel in den alten, umfangreichen Ritterromanen ihrer Heimat, etwa dem „Heike-Monogatari“, gelesen hatte, entwarf tausend phantastische Pläne, deren letzte gemeinsames Harakiri oder Flucht nach dem Norden, zu dem Affenwolf der Ainos waren. Diese Briefe, die sie zu dem Geliebten hinüberzuschmuggeln verstand, waren von Tränenfluten halb verwischt.

Im Dorf wob sich ein ganzer Legendenkranz um die beiden. Man bemitleidete, bedauerte, bestaunte und bewunderte sie, und die ältesten Sagen mußten herhalten, um eine Parallel zu diesem unglücklichen, ausdauernden Liebespaar zu finden. Da veränderte sich das Bild plötzlich.

Eine herzensgute, alte Frau, die ziemlich begütert war

und darum im Dorf allgemeines Ansehen genoß, überzeugte den alten Meiji und den alten Toyokari von der Zwecklosigkeit ihrer ewigen Prozesse, von denen nur Kimoji, der alte Gauner, etwas hätte, und — als dies Argument verging — von der rührenden Liebe ihrer Kinder.

Die alten harten Herzen wurden weich und das Ende vom Liede war, daß beide Familien zum Zeichen ihrer endgültigen Versöhnung beschlossen, aus Syomori und Daza ein Paar zu machen.

Nein, das war nicht das Ende. Das sah ganz anders aus.

Bei ihrem ersten öffentlichen Zusammentreffen waren die beiden sehr verlegen. Sie hatten sich bisher nur immer von weitem gesehen und gesprochen und waren jetzt etwas enttäuscht. Vielleicht kamen sie sich sogar ein bißchen komisch vor. Sie waren wohl beide froh, als sie sich trennen konnten.

Auch die Briefe blieben aus. Das Hauptthema fehlte: sie konnten keine Projekte mehr schmieden und keine Klage-lieder anstimmen. Das Leben war plötzlich un interessant geworden, sehr bequem, aber auch ganz poestilos.

So entstand langsam eine gewisse Gereiztheit in ihrem Verkehr; Vorwürfe und Streitigkeiten waren an der Tagesordnung, und eines Tages sagte Daza sehr spitz: „Mir scheint,

wir haben uns ineinander geirrt. Das Beste wäre wohl, wir sehen uns nicht wieder.“

Und Syomori, der einstige Held mancher aufgeputzten Erzählungen und Träume der Dorfmädchen, antwortete schnell und ohne Zaudern: „Du sagst nur das, was ich denke.“

Am nächsten Tage machte er sich nach Nagasaki auf, um sich um eine Stewardstelle auf der Niederländisch-Japanischen Dampferlinie zu bewerben, und Daza spann sich in ihr Gemach ein und las wieder wie vorher Ritter- und Liebesromane und träumte von tapferen Helden, die als Lohn zur blutigen Siege vom Tenno (Mikado) die schönste Sklavin als Belohnung erhielten und erhielten. Und die schönste Sklavin war stets Daza. —

Von dieser Stunde an wurde das Verhältnis der beiden Familien wieder das alte.

Ein übermütiger Hahn, der sich verslogen hatte, wurde das erste Opfer — der alte Toyokari ertappte ihn in seinem Garten und schnitt ihm den Hals durch. Es ergab einen bildschönen Prozeß, dem rasch andere folgten.

Die Nachbarn waren entsetzt und schlügen die Hände über den Köpfen zusammen. Nur einer schmunzelte bei dieser Wandlung der Dinge: Kimoji, der Dorfrichter!

## Rinaldini und seine Gefolgschaft. Von Alfred Semerau.

In Hauff's Memoiren des Satan erzählt der Baron von Garnmacher seinen beiden Reisegefährten, dem Lord und dem Marquis, seinen anmutigen kleinen Liebeshandel mit dem phantasievollen Backfisch Amalie, einer reichen Kaufmannstochter, einen Handel, der sich fast ganz auf die gründlichste Lektüre aller Ritter-, Räuber- und Schauerromane gründete, deren er durch die Spargroschen Amaliens in der Leihbibliothek habhaft werden konnte. Zwar seien die erhabenen Namen Spieß und Cramer nie über den Rhein oder gar den Kanal gedrungen, aber ihre Werke stünden ihm weit über allen Ritter- und Räubergeschichten Scotts, der kein andres Verdienst habe, als auf Kosten seiner Leser recht breit zu sein. „Hat der große Unbekannte,“ fragte Garnmacher, „solche vortreffliche Stellen wie die, die mir noch aus den Tagen meiner Kindheit im Ohr liegen: „Mitternacht, dumpfes Grausen der Natur, Rüdengebell, Ritter Urias tritt auf?“ Er suchte in der Leihbibliothek immer die Bücher heraus, die entweder keinen Rücken mehr hatten oder vom Lesen so fett geworden waren, daß sie ihn ordentlich anglänzten. Das waren auch die rechten für Amaliens und seinen Geschmack, sicher war es ein Rinaldo Rinaldini, ein „Domschük“ ein „alter Überall und Nirgends“ oder sonst einer ihrer Lieblinge. Und mit schauervollem Entzücken werden Garnmacher und seine Amalie auch das berühmte Lied aus dem Rinaldini gesungen haben, das sich damals und noch lange nachher der größten Volksbüchlichkeit erfreute und durch ganz Deutschland wanderte: „In des Waldes finstern Gründen und in Höhlen tief versteckt.“

Wer aber von all den vielen Tausenden, die Rinaldo Rinaldini verschlangen, wußte, wer ihn geschrieben, wußte, daß der Verfasser der Schwager des berühmtesten deutschen Dichters war? Vulpius, dessen Schwester Goethe zu seiner „Geheimderäthin“ sich erkor. Vulpius, den Christiane mit gutem Grund den „unglücksäugigen Theaterdichter“ nennen konnte und der sich's bitter sauer werden lassen mußte, ehe es ihm ein wenig behaglicher gehen konnte. Ein gut und scharf beobachtender, nachdenklicher Junge, wuchs er als das älteste Kind eines Amtskopisten, der dann zum Archivar aufstieg, heran, ohne daß man sich um seine Erziehung viel kümmerte, schrieb schon früh allerlei Poetisches, sollte Jurist werden, beschäftigte sich aber weit mehr in Jena und Erlangen mit den schönen Wissenschaften und versuchte sich aus Neigung, aber weit mehr noch aus Zwang zeitig als Schriftsteller, da er, wie Goethe schreibt, sich und einige Geschwister unterhalten mußte. Der Götz und die Räuber hatten Schule gemacht, die gangbarste Ware wurden die Ritter- und Räuberromane, die Leermassen konnten nicht genug solcher Nahrung bekommen. Damit war auch Vulpius der Weg gewiesen. Aber trotz allen Fleißes kam er nicht weiter. Goethe nahm sich seiner wohl gelegentlich an, aber als er nach Italien ging, verlor Vulpius, dem Goethe gute Bildung und gutes Gemüt nachsagt, auch diesen Honner und mußte einen schäbig bezahlten Posten als Sekretär bei dem filzigen Kreisgesandten von Soden in Nürnberg annehmen, der ihn sofort wieder vor die Tür setzte, als sich ein anderer armer Teufel fand, der für noch weniger Geld noch mehr Arbeit übernehmen wollte. Besser erging es ihm erst, als sich auf Goethes Empfehlung der Leipziger Buchhändler Göschener annahm. Unermüdlich hatte Vulpius jede literarische Arbeit verrichtet, so dürfsig bezahlt, daß gelegentlich auch seine Sanftmut gegen die Ausbeutung rebellierte. Schon unter dem Weimarer Theaterdirektor Bellomo hatte er Übersetzungen und Bearbeitungen von Opern, Singspielen, Theaterstücken geliefert, und als das

Hoftheater nach der Übernahme der Bellomoschen Gesellschaft gegründet wurde und unter Goethes Leitung trat, setzte er die Tätigkeit bis zum Jahr 1805 fort. Er lieferte Prolog, Gelegenheitsgedichte, alles, was man von ihm verlangte. Jede Oper, die Goethe aufführte, ließ er von Vulpius übersetzen, neu bearbeiten und in „anständige Form bringen.“ Und Vulpius übte seine Arbeit völlig souverän aus, ob sich's um Dittersdorf, Mozart oder einen der damaligen Repertoirekomponisten handelte. In manchem Winter hatte er acht Opern zu bearbeiten und man begreift seine Erbitterung über die schlechte Bezahlung, die er erhielt. Lange bekam er für die Bearbeitung einer Oper nur 2 Karolin. Die Hälfte des Geldes, das er von einer an andre Theater abgelassenen Oper erhielt, beanspruchte noch dazu, auf Grund eines Privilegs, der Konzertmeister Kranz, so daß ihm selbst nach Abzug der Abschreibegebühren der Musit, des Textes, des Postgeldes gewöhnlich nur 5, höchstens 7 Taler blieben. Er wollte durchaus eine feste Anstellung am Theater haben, bekam sie aber nie und wurde stets mit dem dürfstigsten Honorar abgeföhrt. Aber auch seine Schrifstellerei trug ihm trotz eines erstaunlichen Eifers nicht ein. Der Wettkampf war groß und die Konkurrenten, die in gefärbten Stellungen saßen, wie der Forstrat Cramer, der Schauspieler und Theaterdichter Spieß, jetzt Gesellschafter des böhmischen Grafen Künigl, Lafontaine, der einen riesigen Leserkreis hatte und von seinen Anhängern weit über Jean Paul gestellt wurde, entsandten zu jeder Messe ihre mehrbändigen Elaborate. Wenn Lessing noch über Mangel an deutsichen Romanen geklagt hatte, so waren jetzt wahre Fluten von mannigfachster Unterhaltungsliteratur über die Leierwelt Deutschlands hereingebrochen. Es war die goldne Zeit des Romans, der allerlei berühmte Vorbilder nachahmte, vergrößerte, verwässerte, wie Sternes Shandy, Goethes Werther, Rousseaus Befreiungsnisse, den Götz und die Räuber. Manche dieser Romansfabrikanten waren Vulpius auch an Fixigkeit und Fingerfertigkeit überlegen. Lafontaine mit seinen 200 Bänden erfand seine Erfindungen noch einmal und zum drittenmal. Aber Vulpius machte das Rennen, immer der Not gehorrend, nicht dem eignen Trieb, so gut er konnte mit, und endlich glückte ihm ein Schlager, der seinen Namen nun auf einmal aus der Masse der Wettbewerber herauftauchte, wie es Cramer mit seinem Haspera Spada, der größten Verballhornung des Götz, und Albrecht mit seiner Lauretta Pisana gelungen war. Er ließ den dreibändigen Roman „Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann, eine romantische Geschichte unseres Jahrhunderts“ 1798 erscheinen, und damit war sein Name gemacht. Er wurde an der Weimarer Bibliothek angestellt, erhielt von Jena den Doktorhut, von Karl August den Ratstitel und den weißen Falken. Nach einem überaus fleißigen Leben starb er dann 65jährig in Weimar am 26. Juni 1827, vor hundert Jahren.

Der Rinaldini gewann die Leierwelt in kurzer Zeit, Auflage folgte auf Auflage, und Vulpius, betriebsam wie er war, nutzte die Konjunktur, indem er seinem Schlager Fortsetzungen und Nachahmungen folgen ließ, ohne doch verhindern zu können, daß andre Konkurrenten sich an diesem Wettkampf beteiligten. Es hatte natürlich schon vor dem Rinaldini ganze Scharen phantastischer Räuberhauptleute gegeben, deren Taten der deutschen Leierwelt in buntester Aufmachung dargestellt wurden. Aber Vulpius brachte ein für den Räuberroman neues Moment, er verlegte den Schauplatz nach Italien und Sizilien. Nur im Süden, wo alle Leidenschaften sich ohne Tünche gaben, wo der Held im klarsten Licht erschien, konnte

die wahre Heimat eines solchen Räubers und galanten Abenteurers sein. Wer denkt nicht bei diesem Rinaldini an Karl Moor, grade wie Vulpius auch sich in manchen Szenen und Gesprächen mit unheimlichster Treue an die Räuber erinnert hat! Ein liederlicher Bursche, ein sentimental Schwärmer, ein Adelsmensch und ein Verbrecher zugleich, ein Liebling der Frauen — wie anders nicht! — immer in gefühlvolle oder pikante Liebeshandel verstrickt, von einem Abenteuer ins andre mehr getrieben als treibend, lebt Rinaldini sein mit grellen Farben gemaltes Leben. Nur der Stoff wirkt, der ausgeführt und bearbeitet ist ganz mit Rücksicht auf ein Publikum, das stärksten Nervenreiz fordert. Hier wie sonst auch hatte Vulpius alles zusammengetragen, was Erfolg verheißend war: politische Begebenheiten wurden hereingezogen, mächtige Geheimbünde spülten, angenehmes Gruseln erweckend, durch die drei Bände und der Alte von Fronteja verkörperte die geheimnisvolle Macht, ohne die kein Räuberroman denkbar gewesen wäre. Dann vor allem der Held, der italienische Karl Moor! Wie bei all diesen Romanen wechselt Dialog mit Erzählung, und schwunglos, ohne jeden Versuch poetischer Schilderung oder gar fortreffend Darstellung, werden die Begebenheiten wie wirklich gelehene, trotz sogleich auffallender Unwahrcheinlichkeit, dargestellt. Vulpius kam hier nicht über die nüchterne Sachlichkeit des Bibliothekars hinaus trotz aller dem Zeitgeschmack gemäß eingestreuten Lieder, aber bei all seinen Mängeln machte das Buch Schule. Der vielgelesene Albrecht, der für seine Produktion immer gern den Süden als Schauplatz bevorzugt hatte, gab einen Roman „Dolko, der Bandit, Zeitgenosse des Rinaldo Rinaldini“ und Seidel seinen „Eugenius Skoko oder der Seeräuberkönig auf Cormata“ heraus, um nur diese beiden zu nennen. Aber auch im folgenden Jahrhundert blieb der Roman des großherzoglichen Rats Vulpius das Vorbild und Muster aller Nachfahren, nur traten jetzt noch als weiteres Lockmittel das grelle drastische Titelbild oder gar eine ganze Folge von Illustrationen hinzu, die die Phantasie der Leser sogleich in die rechte Bahn leiteten. Da sah man z. B. eine eingestürzte Brücke, unter der ein Menschenknäuel mit dem Tode ringt, mit der Unterschrift: „Mit dem rechten Arm hielt er die Geliebte fest umschlungen.“

Doch die gute alte Sitte der vergangnen Zeit, wo die Verfasser sich mit ihrem vollen Namen zu ihren literarischen Taten bekannten, war jetzt vergessen, und „Der bayrische Hiesel“, „Die Banditen von Nizza“, „Das graue Felsenmännchen“, „Die Geheimnisse des Böhmerwaldes“, die in Quedlinburg, Prag, Leipzig, Elberfeld, Dresden gedruckt wurden, zogen anonym durch ihre weite Heimat. Aber bei diesen Nachfolgern des Rinaldini merkt man auch sonst noch, daß sie Kinder einer neueren, schneller lebenden Zeit sind. Vom heutigen Ausdruck einer Situation ist keine Rede mehr, größere Schilderungen sind fast verpönt; alles ist potenziert, verstärkt: das Schicksal eilt; die Ereignisse häufen sich; der Dialog ist lebhafte; die Entwicklung komplizierter; mehrere Handlungen greifen ineinander; der Rohstoff wird immer mehr der Herr, es ist schließlich ein ganzer Sieg des Materials. Aber wenn wir genau hinblicken, sind all diese Produkte, diese Ritter-, Geister-, Schauer-, Räubergeschichten, nichts anderes als die Reise der romantischen Dichtung, die sich tief unter den wogenden Fluten der literarischen Bewegung ein ungestörtes Dasein gerettet haben. Hier hausen noch im Gril die Geister der Romantik in ihren Nebenlinien, hier finden sich die entfernten Vettern des blonden Elbert, Thiodolfs und Huldbands und die zahlreichen Basen der schönen Genoveva, Undinens, Berthas und Magelones, die weltentzückten Wälder, die einsamen Seen, die gesetzten Burgen und der ganze Zauberapparat jener wundersamen Märchenwelt, die einst auch andre Sinne gesangen hielt als die, die sie später entzückte. Man weiß, daß alle geistigen Bewegungen nur langsam und allmählich nach unten steigen, und wird sich nicht wundern, hier in wundersamer Vermummung die verschollene Romantik wiederzufinden. Aber in diesen Nachfahren Rinaldinis wie in ihrem Muster gibt es doch wieder ein Gemeinsames: wohl kann — und muß im Interesse des Verfassers wie des Lesers — das Böse, das Laster eine lange Weile triumphieren, aber endlich siegt doch in voller Glorie Unschuld und Tugend und das Laster erfährt die längst verdiente Strafe oder wird — von einem besonders wohlwollenden Verfasser und mit Zustimmung der nachsichtigen Leser — mit der trostlichen Aussicht auf Besserung entlassen, wonach alles versöhnt in Frieden ist.

## Was sagt uns die Kinderschrift? Von Frau B. M. Weiß, Mannheim-Tendenheim.

Der Krieg und der nachfolgende wirtschaftliche Zusammenbruch hat unserem Vaterlande Wunden geschlagen, von denen es sich nur sehr langsam erholen wird. Um uns überhaupt in absehbarer Zeit wieder emporzuarbeiten, ist es in erster Linie notwendig, ein an Geist und Körper gesundes, widerstandsfähiges und moralisch hochwertiges Geschlecht heranzuziehen.

Sind wir auf dem Wege dazu? Ja und nein. Durch Sport versuchen wir zwar, den Körper der heranwachsenden Jugend, ja sogar schon des kleinen Kindes, zu stählen, den Willen zu stärken und den persönlichen Mut zu heben, aber die leichte Moral der Nachkriegszeit arbeitet unseren Bemühungen außerordentlich schädigend entgegen. Täglich mehren sich die kriminellen Verfehlungen Jugendlicher; man denke nur an das furchtbare Leid der Eisenbahntat. Die Demoralisation spricht überall eine deutliche Sprache ernste Warnung. Eltern und Erzieher müssen daher schon in der frühesten Jugend des Kindes seine Entwicklung mit Wachsamkeit verfolgen und darauf bedacht sein, die guten Anlagen des Kindes zu fördern und zu festigen, die ungünstigen rechtzeitig zu erkennen und nach Möglichkeit zu unterdrücken.

Ein wertvolles Hilfsmittel zur Erforschung des Kindes besitzen wir in seiner Handschrift. Die Ansicht, daß eine Kinderhandschrift zur graphologischen Beurteilung nicht geeignet sei, da das Kind noch zu sehr an gelernte Formen gebunden wäre, ist durch die bisherigen Ergebnisse der Untersuchungen widerlegt, wie wäre es sonst zum Beispiel möglich, daß der Lehrer schon in den unteren Klassen ohne die Namen der Kinder zu lesen, weiß, welchem das betreffende Heft gehört. Allerdings muß gesagt werden, daß die Forschungen über die Kinderhandschrift noch nicht als abgeschlossen gelten können, um so mehr, als sich nur einige wenige Forscher der Schrift mit dieser mühsamen Arbeit befassen. Hervorragendes hat in dieser Beziehung Frau Minna Becker, Hamburg, geleistet. Je mehr wir aber dahin gelangen, dem Kind auch bezüglich seiner Schrift Freiheit zuzubilligen, desto schneller werden wir auch seine Eigenart erkennen lernen.

Der Charakter eines Kindes ist im Werden begriffen, daher ist es selbstverständlich, daß seine Schrift auch keinen fertigen Charakter zeigen kann, wie dieses bei einem Erwachsenen der Fall ist. Es kommt ja auch schließlich darauf an, hervortretende Anlagen und Charaktereigenschaften zu erkennen und auf sie hinzuweisen, und dieses ist dem Auge eines geschulten Graphologen möglich.

Je kräftiger ein Kind entwickelt ist, um so druckschwerer

wird es schreiben. Ob ein Kind Stetigkeit in seiner Arbeit besitzt, oder ob es zur Flüchtigkeit neigt, ob man auf seine Wahrheitsliebe bauen kann, wie stark der Einfluß der Entwicklungsjahre auf seinen Körper und Geist ist, ob nervöse Störungen vorhanden sind, wird in vielen Fällen aus der Schrift erkennbar sein.

*Pottküppel von  
2 Diamen maßte, -  
richt mir wiß -*

Schriftprobe 1.

Schriftprobe 1 zeigt ein willensstarkes, geistig normal entwickeltes, tüchtiges Kind. Dagegen zeigt Schriftprobe 2,

*I iub : Piff, griff, griff.  
Függne vñf dnu Bu -  
ñub fügñtun in Mörla  
Küffne Koffne Kfriñtun  
I dm Güt dñi vñpüñtun  
küntul vñvñb vñf Schrif.*

Schriftprobe 2.



Bildnis eines holländischen Edelmannes. Gemälde von Bartholomeus van der Helst (1613—1670)  
Original im Besitz der Kunsthändlung Karl Haberstock, Berlin B. 9



dass hier ein schwacher und flatterhafter Charakter vorherrscht, bei dem es von größter Wichtigkeit sein wird, Wille und Energie zu stärken, damit das Kind im späteren Leben nicht als Spielball seiner Schwächen den Anfechtungen des Alltags unterliegt.

Wie wichtig ist es, eine Anlage zur Lüge so frühzeitig als nur irgend möglich zu unterdrücken! Aber es kommt darauf an, daß Eltern und Erzieher erkennen, aus welchem Grunde das Kind sich der Unwahrheit bedient. Nur diese Erkenntnis wird den Weg zur Behandlung des Übels weisen und das richtige Maß und die zweckmäßige Art der Strafe finden lassen. Es wäre weit gefehlt, ein aus übergroßer Phantasie lügendes Kind genau so zu bestrafen wie jenes, das aus Schlechtigkeit und Bösartigkeit lügt.

„Du für auf ünb: giff, giff  
Lügen auf der Tastatur  
im Hülle ünb. Wir leg  
den Guten und Rauen zu  
mich und begaben uns.“

Schriftprobe 3

Schriftprobe 3 zeigt ein solches Kind. Die Schrift ist oben abgerundet, was häufig ein Zeichen des Verbergens und übermäßiger Verschlossenheit ist.

„W wir von der Luf. Um Luf  
zu öffnen. Oho von Luf kann  
w von Luf zu mit Luf  
in ziem Luf zu fürw. Ein ge  
säß röhren. Das kann fliehen  
geht. Das geht nur wenn  
der.“

Schriftprobe 4.

Schriftprobe 4 zeigt ein flatterhaftes, zerstreutes, leichtsinniges Kind, dem alles gleichgültig ist, an ihm prallt jeder

1 0 4  
bin ihm sehn ihr, so  
mal, ob sind zu w  
wirkt in immer nur  
Bin kann Hoffnung

Schriftprobe 5.

Möglich werden grün  
Durch Tiefenwissen, Rödln,  
im Rahmen seien im

Schriftprobe 6.

Tadel wirkungslos ab. Die ganz unterbrochene Schrift — jeder Buchstabe steht für sich — hat noch eine besondere Bedeutung, die ich auf Anfrage gern zu erklären bereit bin.

Schriftprobe 5 und Schriftprobe 6 sind eine interessante Gegenüberstellung einer tüchtigen und einer schlechten Schülerin einer höheren Schule, beide aus derselben Klasse. Die vielen abwärts gerichteten Striche, die noch dazu spitz zulaufen, zeigen bei Schriftprobe 6, dass sich hier sehr viele höchst unangenehme Charaktereigenschaften, Trotz, verleidende Kritik, Neid usw. schon heute unangenehm bemerkbar machen.

Auch Störungen in den Entwicklungsjahren zeigen sich häufig in der Schrift durch plötzliche unvermittelte Druckstellen in den Unterlängen an, wie dies bei Schriftprobe 7

beginnt ist die  
nur ist mit  
der A. R. Kräpp

Schriftprobe 7.

erkennbar ist. Überhaupt zeigen die heutigen Kinderschriften häufig ein sehr nervöses Gepräge.

Ein trauriges Kapitel ist die erbliche Belastung! Die

Yw Iw Fazin.  
Bin ist ew Iw Iw  
Iw Iw Iw Iw Iw  
Iw Iw Iw Iw Iw

Schriftprobe 8.

folgende Schriftprobe 8 eines vierzehnjährigen Knaben gibt dafür ein erschütterndes Beispiel. Der Großvater war Morphinist, die Großmutter wies querulatorische Züge auf, ein Onkel war hörtümmer Krüppel. Der Junge — vierzehn Jahre alt — ist spät entwickelt, reizbar, leicht erregbar. Er ist nicht in der Lage, ein einziges Wort gerade zu schreiben.

reinf. Dann es das  
et kommt dir Lufwurz  
fürwir das Mutterwir

Schriftprobe 9.

Schriftprobe 9 zeigt zum Schluß einen an Epilepsie krankenden dreizehnjährigen Jungen, dessen Mutter und Onkel ebenfalls an dieser Krankheit leiden. Die Schrift zeigt die völlige Haltlosigkeit des Kindes.

Soweit es hier in dem kleinen Rahmen eines kurzen Artikels möglich war, habe ich versucht, auf die engen Zusammenhänge zwischen der geistigen und körperlichen Entwicklung eines Kindes und seiner Handschrift hinzuweisen. Durch interessvolles Zusammenarbeiten von Eltern, Erziehern und Graphologen können die Forschungen auf diesem interessanten Gebiet gefördert und dem Kinde unschätzbare Dienste geleistet werden, wodurch ein weiterer, bedeutender Schritt getan wäre zur Förderung und Veredelung der höchsten unserer Güter, unserer Kinder!

Das Dorfkind denkt, wenn es Sehnsucht hat:  
Da ferne — da liegt eine bunte Stadt!

Der Städter denkt in der Mauern Bann:  
Da ferne — da fangen die Felder an. f.s.

### Wohlfahrtspflegerinnen, die sich dem Polizeidienst widmen wollen.

Bekanntlich werden für diese den Frauen neueröffnete Berufsort jene Kräfte bevorzugt, die in der Wohlfahrts- und Fürsorgearbeit tätig sind. Der Eintritt von Wohlfahrtspflegerinnen in die weibliche Polizei ist nach einem Erlass des preußischen Wohlfahrtsministers neu geregelt und kann schon nach 9 Monaten nach bestandenem Wohlfahrtsexamen erfolgen, wenn 1. Bewerberinnen, die ihre Prüfung in der Gesundheitsfürsorge bestanden, über eine neunmonatliche Tätigkeit auf diesem Gebiete, wie auch eine dreimonatliche erfolgreiche Tätigkeit in der Gefährdeten-Fürsorge nachweisen können, wobei andernfalls das letzte Viertel des Probejahres in letzterer abzuleisten ist; 2. Bewerberinnen, die ihre Prüfung in der Jugend-Wohlfahrtspflege bestanden, eine dreimonatliche Tätigkeit in der Gefährdeten-Fürsorge innerhalb der neunmonatlichen Probezeit ableisten, wobei die staatliche Anerkennung als Wohlfahrtspflegerin alsdann drei Monate nach erfolgter Einstellung in die weibliche Polizei — auf alle Fälle

vor der plamäßigen Übernahme — nachgeeholt wird. Jenen Bewerberinnen jedoch, die ihre Wohlfahrtspflegerinnenprüfung in der Wirtschaftsfürsorge bestanden haben, wird diese Vergünstigung nicht zuteil. Sie müssen bei Übertritt in die weibliche Polizei die Ableistung eines vollen Probejahres und die staatliche Anerkennung als Wohlfahrtspflegerinnen, wie auch eine dreimonatliche erfolgreiche Tätigkeit in der Gefährdeten-Fürsorge nachweisen.

Diejenigen Leserinnen, die sich dieser Wohlfahrtspflege widmen wollen, erhalten nähere Auskünfte auf den zuständigen Berufsberatungsämtern. Der Beruf selbst ist natürlich voller dankbarer Aufgaben, aber er ist nicht leicht. Nur körperlich ganz feste und mit den Nerven voll intakte Persönlichkeiten kommen in Frage. Sie müssen bereit sein, ohne Scheu mit Elementen allerart in Verbindung zu kommen. Viel Liebe und viel Überwindung gehören zur Polizei-Wohlfahrtspflege.

K. F. P.

### Der Küchenschrank der Amerikanerin.

Sieht man nicht bei der Betrachtung dieses Küchen-Schranks im Geiste die kleine Amerikanerin vor sich? Praktisch, englisch, sehr lebendig und doch eitel und ein klein bisschen puppenhaft oberflächlich. Das beweist der „Spiegel für einen prüfenden Blick“. Gewiß, man soll auch bei der Küchenarbeit nett und adrett aussehen, aber dieser Spiegel tut's wahrhaftig nicht. Er ist gerade groß genug zum Pudern des Näschen und zum Benutzen des Lippenstifts. Beides schätzt die deutsche Hausfrau wenig, aber nach getaner Arbeit geht sie in ihre Schlaftube oder das Badezimmer und wäscht sich das Gesicht mit Wasser und Seife gründlich frei von Staub und Hitze.

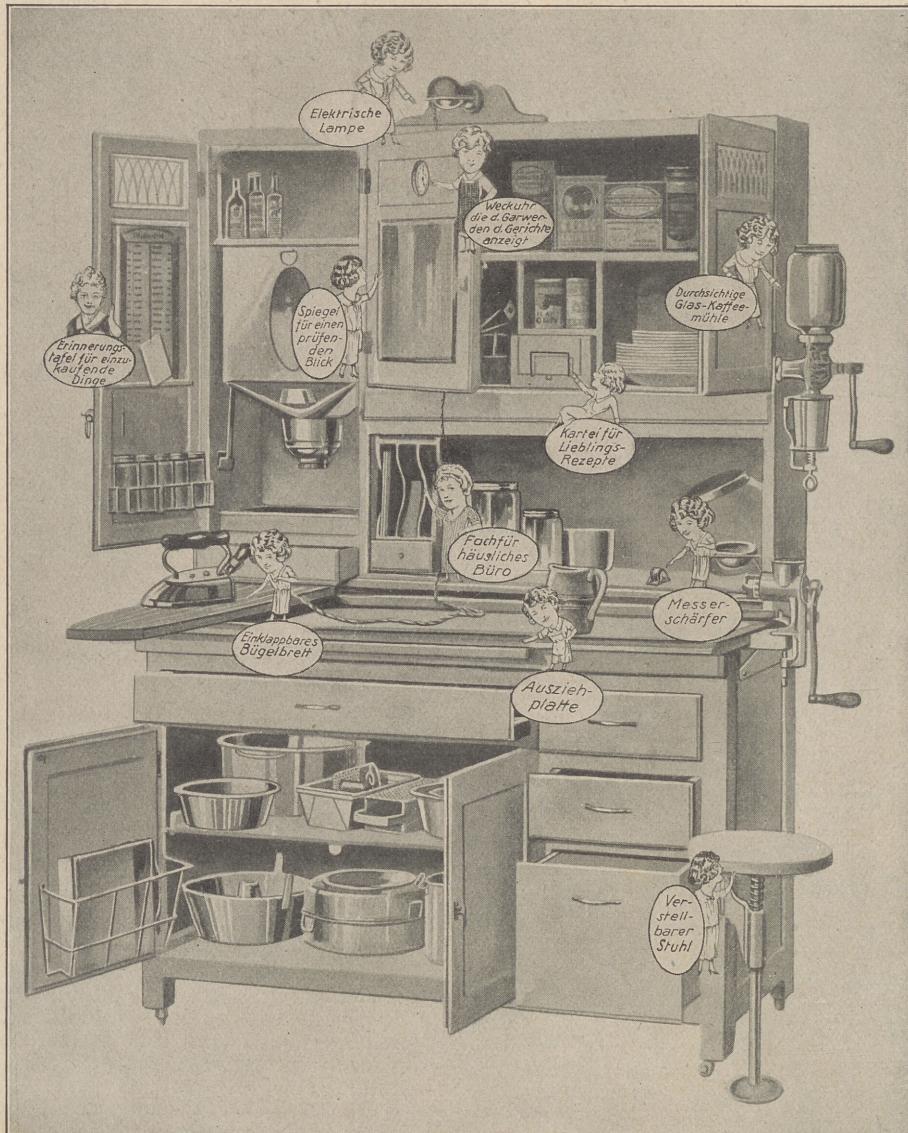
Praktisch ist die elektrische Lampe, denn man wird sich des Abends beim Schein des

Küchenpendels meistens im Licht stehen. Die Weckuhr, die das Garwerden der Gerichte anzeigen, kennen wir schon in Gestalt der Gieruhr, ob es durchführbar ist, andere Gerichte nach der Uhr zu kochen, erscheint zweifelhaft. Auch die „Erinnerungstafel“ für einzutaufende Lebensmittel ist schon seit Jahrzehnten in der deutschen Küche zu finden. Praktisch ist auf jeden Fall die Ausziehplatte und das „Fach für das häusliche Büro“. Hier steht das Ausgabenbuch, ein Notizbuch mit den Adressen von Handwerkern und Lieferanten, Spezial-

Kochbücher usw. Ebenso ist die Kartei für Rezepte sehr willkommen. Eine derartige Kartei kann sich jedoch jede Frau, ganz unabhängig vom Besitz eines Universal-Küchenschrankes, einrichten. In Schreibwaren- und Büroartikelgeschäften bekommt man entsprechende Kästen mit den dazu gehörigen Karten. Mit einem Schlag verschwindet die Zettelwirtschaft

und das umübersichtliche System des Einschreibens und Einklebens von Rezepten in Schulhefte.

Doch weiter in der Kritik unseres U. S. A.-Schrankes! Der Messerschärfer, fest angebracht und „immer bereit“, scheint praktisch und nachahmenswert zu sein, das einkippbare Bügelbrett hingegen sieht etwas winzig aus; nun ja — die Amerikanerin läßt die große Wäsche außer dem Hause waschen. Der Drehsessel sollte nicht mit dem Schrank verbunden sein, damit man ihn überall in der Küche benutzen kann. Der langen Rede kurzer Sinn: Eines schickt sich nicht für alle! Was in der amerikanischen Küche erforderlich ist, stellt für die deutsche noch lange keine Notwendigkeit dar, aber das, was diese an auch für uns Brauchbarem bietet, sollten wir auch bei uns einführen und uns darüber freuen, daß Hausfrauengeist noch überall auf der Welt Schwierigkeiten zu überwinden, Verbesserungen zu erfinden verstand. G. R.-S.



Amerikanischer Küchen-Wirtschaftsschrank mit figürlicher Erläuterung seiner verschiedenen Funktionen.  
Aus „Der neue Haushalt“ von Dr. Erna Meyer (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart).

## Filz und Samt.

Beim Wechsel der Jahreszeiten, der zugleich immer Wechsel der Mode ist, sind die Hüte stets zuerst an der Reihe. Sie sind am frühesten "heraus" und es ist der Ehrgeiz der Dame, ein solches auf Herbst und Winter hindeutendes Gebilde zu erfinden, wenn die Witterung noch so milde ist, daß man gestrost im Sommerkleid spazieren gehen kann. Das gleiche wiederholt sich, nur mit einem gewissen Temperaturunterschied, im Frühjahr.

In diesem Jahr haben wir nun die Wahl zwischen der Kappe und der mittelgroßen Glocke.



Kappe aus beigeifarbenem „Velours soleil“ mit römischem gestreiftem Ripsband.

Die Kappe ist klein, randlos, knapp eng dem Kopfe anliegend, oft turbanartig gewunden. Einem jungen Gesicht mit feinen Zügen wird sie gut stehen. Der Turban, der ebenfalls wieder einmal modern, wird aus Gold- oder Silberbrokat gewunden und ist in Verbindung mit langen Ohrgehängen für den Abend und für die „interessante Frau“ bestimmt. Diplomatischer ist es, zu der mit weich fallender Krempe das Antlitz beschattenden Glocke zu greifen. Daß diese Krempe in all ihrer Weichheit und Biegsamkeit eine schöne, kleidsame, malerische Linie ergibt, ist heute der Ehrgeiz der Puschmacherinnen. Die Garnierung eines Hutes bietet augenblicklich wenig Gelegenheit zur Entfaltung von Phantasie, Geschmack und Geschick — seine Form bedeutet alles.

Das Material des Tages ist „Velours soleil“, ein Mittelding zwischen Zylinderamt und Filz. Es ist bedauerlich, daß die



Glocke aus silbergrauem „Velours soleil“ mit marineblauer Krempe und Steppereiverzierung.



Mittelgroße Glocke aus schwarzem Filz. Die Unterkrempe ist mit Zylinderamt belegt, Band aus Zylinderamt. Sämtliche Modelle: Marion Conrad, Berlin.  
Aufnahmen: H. E. Kiesel.

Modenindustrie keine deutsche Bezeichnung dafür geprägt hat. Velours soleil besitzt die Weichheit des Filzes, weist aber im Gegensatz zu diesem einen matten Glanz auf — keinen so strahlenden, spiegelnden wie der Zylinderamt, weshalb der Ausdruck „Sonnenamt“, wollte man Velours soleil wörtlich überzeugen, keineswegs gerechtfertigt wäre. Velours soleil wird mit Filz zusammengesetzt und Filz mit Samt, Samt hinwiederum mit Velours soleil, die Möglichkeiten sind schier unerschöpflich. Neben vielen schwarzen Hüten sieht man auch manchen marineblau, denn seit etwa zwei Jahren hat man marineblau wieder als Farbe entdeckt und wählt es gern zu winterlichen Jackenkleidern und Mänteln.

Eine Klasse für sich bilden die zweifarbig zusammengesetzten Hüte, Kopf und Krempe verschieden, die in diesem Winter sehr modern zu werden scheinen. Detta.

## Die Frau des Künstlers.

Von dem Lorbeer, der die Stirn des Schaffenden krönt, sollte man eine Krone winden für die Frau des Künstlers. All die vielen Hymnen, die man seiner Kunst singt, sollten erklingen zu einem gewaltigen Lied, das kündet von dem schweren, opferreichen Weg, den die Frau des Künstlers geht. Sie allein beackert mit ihrer Hände Arbeit, mit reicher geistiger Kraft, mit differenziertestem Einfühlen in die Psyche des Schaffenden den Boden, aus dessen Bereich Schaffenkraft und Gestaltungsvermögen emporblühen können. In ihrem Dasein fließen die Berufe und Pflichten, die Einzelgeschäfte der anderen Frauen sind, zusammen und laden ihre Bürde auf eines Menschen Schulter. Nur straffste Organisation und der zähe Wille, die manuellen Dinge zu meistern und sie unterzuordnen unter das Frau- und Kamerad sein können ihr Heim und ihre Nähe beglückend gestalten. In den meisten Fällen schafft der Künstler im eigenen Hause, und darin liegt vielleicht die größte aller Forderungen. Er ist in ständiger Berührung mit der Atmosphäre seines Hauses und von ungeheurer Sensibilität für die leise disharmonische Strömung. Einerseits muß es die Frau verstehen, ihm alle kleinen Dinge des Alltags und des Hauswesens fernzuhalten, die Stille seines Schaffens zu bewahren vor Geräuschen und Störungen, die ihn aus dem Hingebensein an seine Arbeit herausreißen könnten, andererseits führt sie ihm das ständig unruhvolle Leben in Gestalt der zahlreichen Gäste und Besucher zu. Sie hat das gesamte geschäftliche und gesellige Leben, das bei einem Künstler die Ausmaße eines bürgerlichen Hauses bei weitem überragt, zu überblicken und sorgsam zu prüfen, ob sie einlädt oder abweist. Intuitiv muß sie die Wichtigkeit eines Besuches erfassen, eine Abweisung am unrichtigen Ort kann ein für allemal eine glänzende Verbindung zerstören. Auf der andern Seite darf

die Arbeit des Künstlers nicht dauernde Unterbrechung erleiden, denn für ihn ist es nur in den seltensten Fällen möglich, dort anzuknüpfen, wo er aufgehört, die Stimmung wiederzugewinnen, in der er schaffte.

Die Geselligkeit ist eine der ersten Forderungen, sie ist die lebende Reklame, die der Künstler um sich baut, seine Frau ist ihre Hauptträgerin. Für jeden muß sie ein freundliches Wort haben, ihr Lächeln macht Ablehnung, Schroffheit und Zerstreutheit des Künstlers vergessen, ihr freundliches Geplauder beschwichtigt die Angeduld wartender Besucher, die liebenswürdige Beherrschtheit ihres Weibens überbrückt die tausend Klassenunterschiede ihrer Gäste, sie findet den rechten Ton zum einfachen Handwerker wie zu den höchsten offiziellen Kreisen, zu den anderen Künstlern. Stärker als andere kommt sie mit den Kontrasten von arm und reich, angehend und gering geachtet, in Berührung, die eine ständige Nuancierung ihres Seins herbeiführt.

Die erhöhte Geselligkeit erfordert manchen Aufwand an Zeit und Geld, beides Dinge, über die die Frau des Künstlers meistens nur in geringem Maße verfügt. Das Schicksal hat seltsame Gaben im Übermaß für einen Menschen bereit, der Künstler hat meistens seine Kunst, ein Kapital, aus dem sich sehr schwer und in den meisten Fällen auch nur in zweiter Linie ein Vermögen erwerben läßt. Und fließt schon der Strom des Geldes, so zerfließt er sehr bald durch die Intensität der Hingabe an Leben und Augenblicksgenießen. Auch hier müssen zarte Frauenhände zugreifen, die Frau muß sich belasten mit den pekuniären Verwaltungsschwierigkeiten, mit oft sehr unerfreulichen Auseinandersetzungen und im gegebenen Fall mit den Sorgen und Nöten des materiellen Lebens. Sie muß wirtschaften können, wie jede ganz ausgesprochene Berufshausfrau, ihr Geld muß reichen für Haushalt, Geselligkeit und

Kleidung, einem sehr wichtigen Faktor in ihrem Leben, da das Auge des Künstlers jeder Schönheit besonders zugänglich ist. Der Typ der modernen Künstlerfrau ist der Typ der mondänen Frau mit besonders apartem Einschlag. Das eben erforderlt Geld oder viel Zeit. Durchdringlich ist die Künstlerfrau ihre eigene Schneiderin, Jose, Friseuse usw. Ihre Frisur entbehrt nicht der gepflegtheit der großen Dame, ihre Hände, diese nie ruhenden, überall wirkenden Hände, sind zart und weiß und manifürt und ihre Kleider tragen eine Eigenart des Schnittes, des Farblichen und der Zusammenstellung, wie sie ein Konfektionskleid niemals haben kann. Eine gleiche Abgestimmtheit und gepflegtheit beansprucht das Heim, das vor allem nie der Harmonie und des Ruhevollen entbehren und doch die Kräfte und Zeit der Künstlerfrau nie derart intensiv in Anspruch nehmen darf, daß ihr Interesse mehr dem toten als dem lebenden Inventar des Hauses angehört.

Doch alle diese äusseren Forderungen, die so zahlreich gestellt werden, sind ein Nichts gegen das Ausmaß von Kraft und Größe des Innern, das die Künstlerfrau aufbringen muß, um den Rhythmus des beiderseitigen Daseins in Harmonie zu erhalten und bei allem Eingehen auf den andern die eigene Persönlichkeit nicht zu verlieren, die ja schließlich die Basis der Ehe war. Nicht immer leicht ist der Verzicht, wenn die Frau selbst Künstlerin ist und ihre eigene Arbeit um des Mannes willen zurückstellen muß, schwerer noch ist es, diese Arbeit neben allem andern zu behaupten und die ungeheure Konzentration und Umstellung für das eigene Schaffen zu erringen.

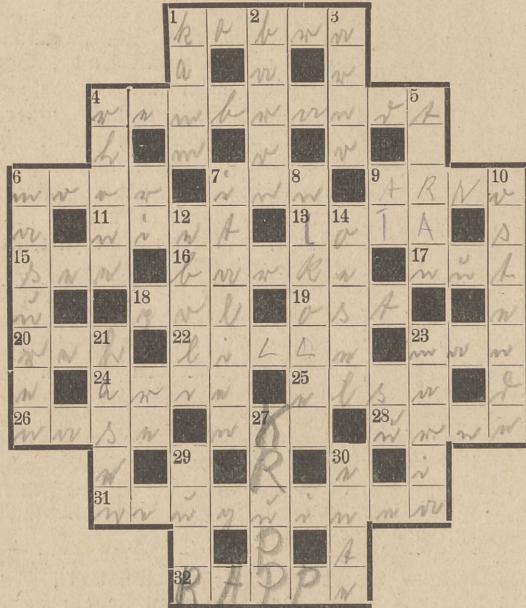
Rein psychisch genommen ist die Hingabe des Künstlers an seine Arbeit viel, viel stärker als bei allen andern Berufen, unendlich vieles Erleben, so manches Mitteilsamsbedürfnis

wirkt sich im Kunsthandwerk aus und bestimmt die Frau oft einsam zu sein, dem geistigen Weg des Mannes freiwillig zu folgen oder zurückzubleiben. Eine starke Kraft des persönlichen Erlebens erfordert dies und eine ungeheure Energie, aus eigenem Antrieb weiterzukommen, die Ideenwelt zu bereichern und auch ohne den Austausch das Interesse nicht zu verlieren, um immer wieder gebend und anregend sein zu können. Innere Größe und Vertrauen, sogar Verzicht muß die Frau zeigen gegen den oft eigenwilligen, rücksichtslos erscheinenden Weg des Mannes, der viel neue Menschen, fremde Atmosphären, Lösung von der Gewohnheit braucht. Welches Übermaß von Selbstverleugnung gehört dazu, die intensive Hingabe an Fremdes, oft Wertloses, nur Schillerndes zu billigen und zu verstehen, die Notwendigkeit der Abkehr und des Zurückkommens in die kleine stetige Welt des eigenen Heims zu begreifen, das oftmals nur Zufluchtsort bei Fehlenschlag, Enttäuschung und Ärger ist, während die laute Freude des Gelingens sich draußen, im Freundeskreis austobt. Wie schwer ist es, niemals bitter zu sein, sondern auch dann noch Trost, Ermunterung und Verstehen zu finden. Schwache Naturen werden sich trösten mit der rein praktischen Rechnung, daß sie für die Gnade eines außergewöhnlichen, vielleicht berühmten Mannes einen Kaufpreis zu zahlen haben. Reich wird die Frau sein, der es Glück ist, den Alltag in seiner ganzen Last und Schwere tragen zu dürfen, um einen Menschen, dessen höhere Berufung sie erkannt hat, davor bewahren zu können, auf daß die Kraft seines Schaffens nicht gelähmt werde. Unendliches Frauument löst da in der Entfaltung seiner schönsten Anlagen Sinn und Zweck des Daseins aus und beglückt sich selbst im Beglücken des andern.

Jonny Behm.

# Zum Nachdenken

## 1. Kreuzworträtsel.



**Wagerecht:** 1. Giftschlange, 4. niederländischer Maler, 6. Sumpfgelände, 7. Nebenfluß der Donau, 9. männlicher Vorname, 11. Verbundungsstift, 13. griechischer Buchstabe, 15. Gewässer, 16. Wasserfahrzeug, 17. Ausparung an Maschinenteilen, 18. Dreipunkt, 19. Himmelsrichtung, 20. Wild, 22. Stadt in Nordfrankreich, 23. englische Insel, 24. Gesangsstück, 25. Mädchennname, 26. Gesichtsteil, 28. Gefäß; 31. Insel bei Australien, 32. Pferd. — **Sentrecht:** 1. Toilettengegenstand, 2. Adelstitel, 3. Fluß in Italien, 4.

Fluß in Frankreich, 5. Metall, 6. Landschaft in Ostpreußen, 7. europäischer Staat, 8. katholischer Heiliger, 10. belgisches Bad, 12. Person aus „Don Carlos“, 14. Ostseeinsel, 21. Wildbret (Mehrzahl), 23. weiblicher Vorname, 27. Industrieller, 29. Industriestadt in Westfalen, 30. Schwimmvogel.

## 2. Mit anderm Kopf.

„Elfriede, wie? Sie wollen fort? Ich sehe es des Rätsels Wort. Weshalb?“ — Das Mädchen schnippisch spricht:

„Die viele Arbeit paßt mir nicht; Zum Brot gibt's Schmalz und Butter nur, Vom Fleischbelag kaum eine Spur,

Der Sonntagsbraten auch nur knapp, Da fällt für meinen Schatz nichts ab:

Das Rätselwort mit Kopf versehn Paßt mir nicht mehr, drum will ich gehn.“ n.

**3. Dreißligig.**  
Froh stieg das Wort auf Bergeshöhn,

Die Herrlichkeit der Welt zu sehn,  
Verschotes Wort ward ihm Geschick:  
Durch Graus und Graun gab's kein Zurück.

E. v. M.

## 4. Kryptogramm.

Aus nachstehenden 19 Wörtern sind je 3 (aus den letzten beiden je 2) zusammenhängende Buchstaben zu entnehmen, die aneinander gereiht, einen Ausspruch von Nietzsche ergeben.

Wassermann — Baustoff — Gliederpuppe — Inbegriff — Metaphysik — Einwirkung — Erdgeschöß — Crescendo — Philosophie — Nachtigall — Stimme — Mariell — Anselm — Granitstein — Devonshire — Begegutung — Fundament — Böe — Segelschiff.

Auslösungen der Rätsel siehe nächste Nummer.

## Auslösungen der Rätsel von Nr. 46.

**1. Kreuzworträtsel:** Wagerecht: 1. Odem, 4. Cent, 7. Dose, 9. Seit, 10. Mat, 12. Soda, 13. Clac, 15. Damaj, 17. Amelie, 19. Schiller, 21. Lethe, 23. Jerome, 25. Gros, 27. Maud, 29. Joffre, 32. Miere, 35. Leonidas, 36. Basalt, 38. Injeln, 41. Anam, 42. Odin, 43. Esau, 44. Amor, 45. eins, 46. Sure, 47. Zeus. — Senkrecht: 1. Ovid, 2. Edam, 3. Morast, 4. Cicero, 5. Elli, 6. Täue, 8. Esther, 9. Saale, 11. Saal, 14. Öste, 16. Scheffel, 18. Meridian, 20. Lisa, 22. Ebros, 24. Meer, 26. Dmen, 28. Undine, 29. Juan, 30. Flamme, 31. Rotor, 33. Eissen, 34. Ella, 36. Bäß, 37. Saar, 39. Esse, 40. Ruh. — **2. Rätsel:** 1. Gedicht, 2. Cordula, 3. Traumbild, 4. Karabiner, 5. Ginter, Gork — Dumas — Halbe. — **3. Tauchrätsel:** Schlag, Pfau, Markt, Schule, Segel, Sache, Gau, Wert, Schale, Gras, Altar, Regen, Schild, Rand, Motte, Schar, Korb, Riete, Sport, Gent, Zahl, Schere, Herr, Laub, Buche, Ahu, Rost, Laie. — Gute Leute sind der Bettler Beute. — **4. Zwei Geburtstagsgaben:** Feder, Strauß, Straußfieder. — **5. Kapitelrätsel:** Gris, Apulic, Schiebe, Genus, Andreas, Reifen, Schwert, Drachen, Leonidas, Christus, Indien, Geschäft, Loens, Einstein, Hund, Afäre, Vermut, Ginter, Erlebnis, Rubens, Gnade, Bast. — Keinbleiben und reif werden, das ist die schoenste und schwerste Lebenkunst.